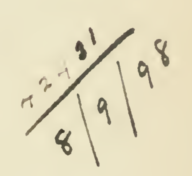

UNIVERSITY OF TORONTO
3 1761 01729102 2
UNIVERSITY
OF
TORONTO
LIBRARY

Goethes „Geheimnisse“ und seine „Indischen Legenden“.

Von

Dr. Hermann Baumgart,
o. ö. Professor an der Universität zu Königsberg i. Pr.





Stuttgart 1895.
Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung
Nachfolger.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Vorwort.

„Die romantische Poesie“ sind die Stanzen betitelt, die Goethe zur Erklärung eines Maskenzuges dichtete, den Geburtstag der Herzogin Luise von Weimar am 30. Januar 1810 zu verherrlichen. Ein Herold führte einen Minnesinger und einen Heldendichter herein, welche „die vorüberziehenden, theils allegorischen, theils individuellen Gestalten ankündigten und erklärten“. Es tritt der „Norden“ auf mit Siegfried und Brunhild; der „Osten“ ist vertreten durch König Rother, Otnit, den Riesen Asprian; die Jahreszeiten erscheinen, Tanz, Spiel und Jagd werden symbolisch aufgeführt; Recht und Ehre, Liebe und Treue stellen sich dar, „Weltlich Regiment“ und „Geistlich Regiment“, Kanzler und Klerikus fehlen nicht in der Schar, die zuletzt der Zwerg Elberich abschließt mit einer Stanze, die im „Räthsel“ das diesen allen Gemeinsame, sie zu einem Ganzen Verbindende ausspricht:

Im Stillen aber herrschet über Diese,
Und weit und breit, ein wundersames Haupt,
Scheinbar ein Kind und nach der Kraft ein Riese,
Das Jeder leugnet, Jeder hofft und glaubt;

Der Welt gehört's so wie dem Paradiese,
Auch ist ihm Alles, ist ihm nichts erlaubt.
Verein' es nur in kindlichem Gemüthe:
Die Weisheit mit der Klugheit und der Güte.

Die Lösung des Rätsels liegt auf der Hand: es ist das Wunder, das in der Weltanschauung des Mittelalters eine so bedeutsame Rolle spielt, und worin dessen Poesie lebt und webt. Die Form des Rätsels aber hat der Dichter benutzt, um für den Begriff des Wunders die schönste und treffendste Erläuterung zu geben; es ist dieselbe tiefsinnige und großartige Auffassung, die um fast vier Jahrzehnte früher die Conception der „Geheimnisse" bewirkte.

Dem kindlichen Gemüt und dem Jugendzeitalter der Völker entspringt das Wunder und vor dem philosophischen Urteil der gereiften Kultur kann es im eigentlichen Sinne nicht bestehen; doch bewahrt es seine Riesenkräfte in dem Reiche der Phantasie und vor allem des Gemütes. In den Bezirken des Unbegreiflichen, dessen „Schleier keine sterbliche Hand hebt", wo „wir nur rathen können und meinen", herrschen die Mächte des Hoffens und des Glaubens und nähren sich von der inneren Substanz desselben Wunders, dessen Anspruch auf geschichtliche Geltung die entwickelte Wissenschaft vernichtet. So erfüllt das Unwirkliche mit seiner realen Macht alle Gebiete des geschichtlichen Lebens so gut wie die von ihm erschaffenen Gebilde eines ideal verklärten Anfangs- und Endzustandes: „der Welt gehört's so wie dem Paradiese";

und während es für das Erkennen nie und nirgends die geringste Geltung zu beanspruchen hat, behauptet es für das Handeln eine unüberwindliche Herrscherstellung. Eine willig verständnisvolle Auffassung vermag die scheinbar unverträglichen Gegensätze zu vereinen, wenn sie von der so klug als gütig bereiteten Hülle den Weisheitskern sondert, aus dem sie erwachsen ist.

Der Dichter der „Geheimnisse“ stellte sich dem Verfasser der „Erziehung des Menschengeschlechts“ zur Seite, „stand mit ihm auf seinem Hügel und staunte“; „in der unermeßlichen Ferne, die ein sanftes Abendroth seinem Blick weder ganz verhüllte noch ganz entdeckte“, stellte sich ihm die Reihe von Bildern dar, die er in seinem „wunderbaren Liede“ zu entrollen gedachte.

Was freilich die Deutung solcher Goethischen Dichtungen angeht, so gilt da ein Wort, das Lessing gelegentlich der sinnreichen Erklärung eines Epigramms der griechischen Anthologie gesprochen hat: „eine dergleichen Auslegung, weiß man wohl, kann auf keine strenge Art erwiesen werden: sondern der Leser, bei dem sie Glück machen soll, muß ihr mit seinem eigenen Gefühl zu Hülfe kommen.“

Goethe betrachtete den religiösen Mythus als „Urphänomen“ und ein solches bezeichnete er als „ideal-real-symbolisch-identisch“; und zwar nannte er es „ideal, als das letzte Erkennbare; real, als anerkannt; symbolisch, weil es alle Fälle begreift; identisch mit allen Fällen“. Und wie er weiter über jene poetisch-

mythischen Geheimnisse dachte, lehrt ein anderer Spruch: „Poesie deutet auf die Geheimnisse der Natur und sucht sie durch's Bild zu lösen. Philosophie deutet auf die Geheimnisse der Vernunft und sucht sie durch's Wort zu lösen. Mystik deutet auf die Geheimnisse der Natur und Vernunft und sucht sie durch Wort und Bild zu lösen."

Königsberg i. Pr., 5. Februar 1895.

H. B.

Inhalt.

I.

Der große Abschnitt, den in Goethes Leben die italienische Reise bildet, hat seine Bedeutung nicht sowohl darin, daß sie ihm etwa neue Einsichten und überraschende Aufschlüsse gewährte, als vielmehr in der Befestigung und Bestätigung, die ihm jene erneuten Studienjahre für schon gewonnene Erkenntnisse gewährten. Wie schon früher von A. Schöll und neuerdings wieder von O. Harnack es überzeugend und schön dargestellt ist: die zehn Weimarer Jahre waren die fruchtreichste, die entscheidende Epoche von Goethes Entwickelung, und am meisten gilt das von der zweiten Hälfte, den achtziger Jahren. Das wiederholt und so trefflich Ausgesprochene soll hier nicht aufs neue gesagt werden; die in der Weimarer Ausgabe nun in zusammenhängender Reihenfolge sich darbietenden Briefe gewähren mit erhöhter Lebendigkeit das Bild einer beispiellosen, alles umfassenden, alles durchdringenden Geistesarbeit. Teilnehmend, anregend und fördernd umgeben war Goethe dabei von dem engsten Freundeskreise. Welch unvergleichliche Festesfeier höchster Seelenthätigkeit und reichster Gedankenförderung an jenen intimen Abenden, wo Goethe bei der Frau von Stein mit Herders und mit Knebel sich zusammenfand, die fruchtbarste Produktionskraft mit der feinsten Empfänglichkeit sich berührte!

Wo durch die belebenden Kräfte warmer Freundschaft, leidenschaftlicher, aber ideal verklärter Liebe zudem die Schwungkraft des Geistes und der Phantasie bis zum Wunderbaren gesteigert wurde! Auf dem Goldgrunde einer so veredelten Geselligkeit angeschaut, erscheint die zarte Zeichnung der Personen und der dramatischen Handlung im Tasso erst in ihrer vollen Deutlichkeit. Andrerseits fällt auf das Verhältnis Goethes zu der geliebten Freundin aus den gehaltvollen Dichtungen jener Tage ein bedeutsames Licht. Dem Stoff und der Anlage nach die großartigste darunter waren wohl ohne Frage „Die Geheimnisse"; aber auch was davon zu stande kam und uns überliefert ist, ragt mächtig hervor unter allem, was Goethe geschaffen hat.

Die Arbeit an dem Fragment der „Geheimnisse" beginnt nach den, namentlich in den Briefen an die Frau von Stein bestimmt und ausführlich vorliegenden Nachrichten im Hochsommer 1784 und schließt mit dem beginnenden Frühjahr 1785 ab. Aus jedem Worte dieser Zeugnisse tritt uns die Eigentümlichkeit des Gedichtes entgegen, die es von allen andern Goetheschen Dichtungen unterscheidet: daß es nämlich nicht allein Goethes eignes innerstes Denken und Sinnen abspiegelt, sondern, an den engen Freundeskreis sich wendend, gewissermaßen ein kollektives Zeugnis abgiebt von dem Inhalt und Ergebnis vertrautesten geistigen Ineinanderlebens. Eine Zwillingspflanze, auf demselben Boden erwachsen mit Herders „Ideen zur Philosophie der Geschichte", entfaltet das „wunderbare Lied" nicht allein die schönere Blüte, es senkt auch seine Wurzeln in eine weit größere Tiefe. Daher richtet es sich mit seinem Letzten, Geheimsten, Tiefsten

auch in dem engsten Kreise doch nur an die Eine, mit welcher der Dichter sein ganzes Gemütsleben teilte und in die er die ganze Fülle und Weite seines Gedankenlebens übertrug.

Die Eigenart dieses Verhältnisses brachte es hervor, daß die einleitenden Strophen zu den „Geheimnissen" sich zu einer selbständigen, großen und bedeutungsvollen Dichtung auswuchsen: indem sie des Dichters eigenes Wesen den Freunden darlegte, führte sie es auch den Mitlebenden und allen kommenden Geschlechtern vor; und die Widmung der „Geheimnisse" an Frau von Stein konnte zur „Zueignung" seiner Lieder werden. Immerhin mußten der Veröffentlichung einige Strophen von allzu individueller Färbung zum Opfer fallen selbst in der Fassung der „Zueignung", in der sie mit den „Geheimnissen" einen ununterbrochenen Zusammenhang darstellte. Bei der völligen Trennung beider Gedichte voneinander blieb aus dem verbindenden Teile der ursprünglichen gesamten Dichtung der „Zueignung" nur die eine Strophe, die jetzt ihren Schluß bildet; zwei weitere von allgemein verständlichem, objektiverem Inhalte blieben als Eingang zu den „Geheimnissen" stehen; dagegen mußten die vier Strophen, welche die ganz persönliche Wendung enthalten oder unmittelbar vorbereiteten, ausgeschieden werden. Riemer berichtet, daß von den „Geheimnissen" bis zum März 1785 achtundvierzig Stanzen geschrieben wurden, während das Gedicht, wie es uns vorliegt, die zwei Widmungsstrophen eingerechnet, aus vierundvierzig Stanzen besteht. Doch hat, wie es scheint, uns Goethe diese vier gestrichenen Strophen nicht vorenthalten wollen, deren Zurückhaltung, zum Teil wenigstens, noch durch den zwei-

ten Umstand veranlaßt wurde, daß, wenn in seinem Herzensgrunde er die gesamte Dichtung ganz ausschließlich an die geliebte Freundin richtete, dies doch den übrigen Freunden gegenüber nicht hervortreten sollte. Eine solche nur an Frau von Stein sich wendende Strophe ist durch die Briefe an sie in ihrer Zugehörigkeit zu den „Geheimnissen“ unzweifelhaft beglaubigt; von zwei andern erweist sich die Zugehörigkeit durch den Umstand, daß auf einem Blättchen aus Frau von Steins Nachlaß sie sich zusammen mit der zweiten Einleitungsstanze der „Geheimnisse“ vorfinden: es ist die 1816 unter der Ueberschrift „Anzuwenden“ veröffentlichte Strophe und die 1820 zuerst in „Kunst und Alterthum“ gedruckte, später mit der Aufschrift „Für ewig“ versehene. Sicherlich mit Recht erkennt man als die vierte noch fehlende die ebenfalls 1820 in „Kunst und Alterthum“ veröffentlichte Strophe, welche die korrespondierende Aufschrift „Heut und ewig“ erhielt.

Die Frage ist, wie nun diese Bruchstücke „anzuwenden“ seien, von deren einem wenigstens Goethe die Zuversicht direkt aussprach, „daß der Denkende es anzuschließen wissen werde“. Es kann doch kein Zweifel bestehen, daß diese disjecta membra eine innig zusammenhängende, aus einem Gusse geflossene Dichtung gebildet haben, wobei freilich das eine sorgfältig zu untersuchen sein wird, was eigentlich kaum anders gedacht werden kann, ob nicht die späte, getrennte Veröffentlichung gewisse kleinere und auch vielleicht eine größere Aenderung ganz unumgänglich erforderte! Die zarte und intime zu Grunde liegende Beziehung mußte die einen ebenso notwendig machen wie die Aufhebung des Zusammenhanges

gelegentlich zu der andern zwingen konnte, auch wohl ein ganzes Reimpaar durch ein andres zu ersetzen.

Die Briefe an Frau von Stein geben vollen Anlaß zu der Annahme, daß dieser Teil des Gedichtes zur Zeit seiner Abfassung seiner wahren und vollständigen Gestalt nach überhaupt niemanden bekannt wurde als eben der, an die es gerichtet war, daß es selbst Herders nur mit Auslassungen und leisen Aenderungen zu Gesicht bekamen, und daß erst nach Jahrzehnten Riemer von dem vollen Umfange Kenntnis erhielt.

Die erste Erwähnung des Gedichts datiert vom 8. August 1784 aus Dingelstädt. Am Abend dieses Tages schrieb Goethe an Herders: „Zwischen Mühlhausen und hier brach uns heute die Axe des schweerbepackten Wagens, da wir hier liegen bleiben mussten, machte ich gleich einen Versuch, wie es mit jenem versprochenen Gedichte gehn mögte, was ich hier schicke ist zum Eingang bestimmt, statt der hergebrachten Anrufung und was dazu gehört. Es ist noch nicht alles wie es seyn soll ich habe kaum Zeit die Verse abzuschreiben. Lebet wohl gedenckt mein wie ich eurer gedencke und schickt die Verse mit diesem Brief an Frau v. Stein aufs baldigste. Lebet wohl.“ Hierin an Charlotte von Stein ein Einschluß: „Anstatt dir so offt zu wiederhohlen daß ich dich liebe schicke ich dir durch Herders etwas das ich heute für euch gearbeitet habe. Zwischen Mühlhausen und hier ist uns eine Axe gebrochen und wir haben müssen liegen bleiben. Um mich zu beschäfftigen und meine unruhigen Gedancken von dir abzuwenden habe ich den Anfang des versprochenen Gedichtes gemacht, ich schicke es an Herders von denen erhälst du es, lebe wohl u. s. w.“ Weiter am

11. August an Charlotte von Stein: „Du hast nun ich hoffe den Anfang des Gedichtes den ich dir durch Herders schickte, du wirst dir daraus nehmen, was für dich ist, es war mir gar angenehm dir auf diese Weise zu sagen wie lieb ich dich habe.“ Und am 13. früh: „Meine Gedancken gehen immer darauf dir was ich gesehen zu erzählen oder dir etwas zu dichten das dich erfreuen könnte. Ich dencke fleisig an den Plan des Gedichtes und habe ihn schon um vieles reiner, wenn uns Regenwetter oder sonst ein Unfall begegnet, so fahre ich gewiß weiter fort. Ich kann dir versichern daß ausser dir Herders und Knebeln ich jetzt gar kein Publikum habe.“ Am 14. abends: „Ich habe keine Sorge als dich zu verlieren, und wenn ich dencke daß du mir bleibst, scheint mir alles in der Welt auszuhalten, habe ich auch Muth zu allem. An dem Gedichte habe ich hin und her gesonnen, geschrieben nichts wieder.“ Vom 18. August an sind die Reiseberichte an Charlotte französisch geschrieben, offenbar auf ihren besonderen Wunsch, wie denn auch sie ihm in dieser Sprache schrieb, während er nur ungern sich dem Zwange fügt: „O ma chere il m'est presque impossible de poursuivre ce jeu. ma plume n'obeit qu'a regret, et ce n'est qu'avec peine que je traduis, que je travestis les sentiments originaux de mon cœur. Je ne sens mon existence que par toi, tu m'as appris a aimer moimeme. tu m'as donné une patrie. une langue, un stile, et je finirois par t'ecrire des phrases.“ Und dann folgt am 24. August, gewissermaßen als die dichterische Ausführung dieser Zeilen, die erwähnte Stanze zu den „Geheimnissen“: „Je finis par un vers allemand qui sera placé dans le Poeme que je cheris tant,

parceque j'y pourrai parler de toi, de mon amour pour toi sous mille formes sans que personne l'entende que toi seule.

Gewiss ich waere schon so ferne, ferne
Soweit die Welt nur offen liegt gegangen
Bezwaengen mich nicht uebermaecht'ge Sterne
Die mein Geschick an deines angehangen
Dass ich in dir nur erst mich kennen lerne
Mein Dichten, Trachten, Hoffen und Verlangen
Allein nach dir und deinem Wesen draengt
Mein Leben nur an deinem Leben haengt."

Endlich noch vom 30. die Worte: „Jai ecrit de nouveau quelques versets du poeme qui m'est une grande ressource quand je suis loin de toi, que j'aurai du plaisir si tu en es contente, car c'est pour toi que je le compose, le peu de mots que tu m'en dis dans ta derniere lettre m'ont fait une joie infinie."

Es bedarf keines weiteren Hinweises, wie das oben Ausgesprochene in diesen Briefstellen seine Stütze findet, wie das Gedicht in einem ganz exceptionellen Sinne für den engsten Kreis der Freunde gedacht war und in diesem doch wieder recht eigentlich nur für die Eine. Und wie von selbst springt es nun in die Augen, daß die auf dem Blättchen aus Frau von Steins Nachlaß erhaltene Strophe „Für ewig" ganz ebenso wie die vom 24. August 1784 der einzig geliebten Freundin gilt und nicht anders gedacht werden kann, als dieser unmittelbar vorausgehend. Man hat sich dadurch irreführen lassen, daß sie auf jenem Blatte unmittelbar auf die zweite Eingangsstrophe der „Geheimnisse" folgt; so hat man sie an deren Schlußverse angeschlossen:

Jeder soll nach seiner Lust genießen,
Für manchen Wandrer soll die Quelle fließen.

Von der im Liede strömenden „Quelle“ also sollte in der schönen Strophe die Rede sein, und die unverkennbare Beziehung auf die Freundin der Jugend sollte von Goethe erst bei der um 36 Jahre später erfolgten Veröffentlichung lediglich durch den Platz, den er der Strophe in den Gedichten anwies, hineingelegt sein? Wer wollte das glauben! Die auf jenem Zettel stehenden drei Strophen sind erstlich durch Sternchen voneinander getrennt; sodann aber, was die Hauptsache ist, sie entbehren ohnehin des Zusammenhanges völlig. So wenig als die dritte („Anzuwenden“) mit der zweiten („Für ewig“) unmittelbar in irgend welcher Verbindung steht, so wenig ist eine solche zwischen dieser und der voraufgehenden anzunehmen. Auf demselben Blatte stehen die drei Stanzen lediglich als demselben großen Ganzen zugehörige Bruchstücke. Ganz sicherlich aber ist das „in ihr“ des letzten Verses unsrer Strophe erst 1820 von Goethe eingefügt für ein ursprüngliches, an die Freunde gerichtetes „in euch“, das für Charlotte von Stein gelautet haben wird: „in dir“. Jenes Blatt, das die Fassung von 1820 enthält, entstammt daher, wie mit großer Wahrscheinlichkeit anzunehmen ist, einem erst nach 1820 unternommenen Versuche, die bei dem Drucke der „Geheimnisse“ fortgefallenen Stanzen wieder zusammenzubringen, indem es dieser die im Jahre 1816 publizierte „Oktave“ („Anzuwenden“) hinzufügte. Wer wollte in der Stanze „Für ewig“ auch die warm beseelte, ganz persönlich gefärbte Grundstimmung verkennen!

Denn was der Mensch in seinen Erdenschranken
Von hohem Glück mit Götternamen nennt,
Die Harmonie der Treue, die kein Wanken,
Die Freundschaft, die nicht Zweifelsorge kennt,
Das Licht, das Weisen nur in einsamen Gedanken,
Das Dichtern nur in schönen Träumen brennt,
Das hatt' ich all in meinen besten Stunden
In ihr (euch — dir) entdeckt und es für mich gefunden.

Wohlgemerkt, in dem Zusammenhange des Ganzen, das an die Freunde sich wendete, konnte immer nur die Anrede „in euch" stehen, die nur für das Ohr der Einzigen als ein „in dir" interpretiert wurde. Ganz allein an diese Fassung aber konnte sich nun die weitere Strophe anschließen:

Gewiß, ich wäre schon so ferne, ferne u. s. w.]

Aus alledem geht hervor, warum beide Strophen bei der Publikation fortgelassen werden mußten.

Nun aber vergegenwärtige man sich Inhalt, Gedankengang und Schlußwendung der „Zueignung"!

Wohl versteht man, was Goethe im Sinne hatte, wenn er der Freundin schrieb: „Du wirst dir daraus nehmen, was für dich ist" und: „es war mir gar angenehm, dir auf diese Weise zu sagen, wie lieb ich dich habe"; man braucht deshalb nicht gerade zu behaupten, daß Charlotte von Stein es war, die im goldenen Morgengewölk ihm als seine Muse erschien und als die Wahrheit selbst ihm den Schleier der Dichtung, „aus Morgenduft gewebt und Sonnenklarheit", reichte. Aber daß es ihre Züge waren, die in himmlischer Verklärung ihm vorschwebten, kann man gewiß annehmen. Wie unzählige Male streift der Ausdruck in seinen gleichzeitigen Briefen bis dicht an diese Höhe heran! Sieht, empfindet, erlebt

und denkt er doch nichts, das nicht in die Erinnerung an sie getaucht wäre, so daß das Licht der äußern wie der innern Welt gleichsam erst durch die immer gegenwärtige Glanzerscheinung der Geliebten hindurch zu ihm gelangt. „Wie sehr fühle ich," schreibt er am 3. Juni, „daß du der Ancker bist, an dem mein Schifflein an dieser Rhede festhält! Du innig Geliebte!" Und am 17.: „Meine Nähe zu dir fühl ich immer, deine Gegenwart verläßt mich nie. Durch dich habe ich einen Maasstab für alle Frauens ja für alle Menschen, durch deine Liebe einen Maasstab für alles Schicksal. Nicht daß sie mir die übrige Welt verdunckelt, sie macht mir vielmehr die übrige Welt recht klar, ich sehe recht deutlich wie die Menschen sind was sie sinnen wünschen, treiben und geniesen, ich gönne jedem das seinige und freue mich heimlich in der Vergleichung, einen so unzerstörlichen Schatz zu besitzen." Er findet nicht Worte genug, um in immer neuen Wendungen den unermeßlichen Einfluß auszudrücken, den er in intellektueller und namentlich in ethischer Hinsicht von der über alles verehrten Frau empfangen. So am 28. Juni: „Ja liebe Lotte jetzt wird es mir erst deutlich wie du meine Hälfte bist und bleibst. Ich bin kein einzelnes kein selbständiges Wesen. Alle meine Schwächen habe ich an dich angelehnt, meine weichen Seiten durch dich beschützt, meine Lücken durch dich ausgefüllt. Wenn ich nun entfernt von dir bin, so wird mein Zustand höchst seltsam. Auf einer Seite bin ich gewaffnet und gestählt, auf der andern wie ein rohes Erz, weil ich da versäumt habe mich zu Harnischen wo du mir Schild und Schirm bist. Wie freue ich mich dir ganz anzugehören."

Gewiß ist die „Zueignung“ der freie Ausdruck der vollendeten Reife und Klarheit, der erhabenen Ruhe, mit der Goethe die in ihm wirkende Kraft des Genius empfand, die ihm nun gestattete, die tiefsten Einsichten in Welt und Leben, in die Natur und das Schicksal zum schönen Spiele für das Gefühl und die Phantasie zu gestalten: wie viel aber meinte er der Freundin zu verdanken, wenn es ihre Hand war, an der er diese Höhe erstiegen hatte! Wohl mußte es sie mit dem höchsten Genuß teilnehmender Liebe und schönen Selbstgefühles durchdringen, wenn sie aus dem absoluten und allgemeinen Gehalt der herrlichen Dichtung so manches „für sich nehmen“ konnte, woraus sie des Dichters Anrede an sie selbst und „seine Liebe zu ihr“ erkannte!

Einst hatte er ihr gesungen: „Ach, du warst in abgelebten Zeiten meine Schwester oder meine Frau.“

Kanntest jeden Zug in meinem Wesen,
Spähtest, wie die reinste Nerve klingt,
Konntest mich mit einem Blicke lesen,
Den so schwer ein sterblich Aug’ durchdringt.
Tropftest Mäßigung dem heißen Blute,
Richtetest den wilden, irren Lauf,
Und in deinen Engelsarmen ruhte
Die zerstörte Brust sich wieder auf.

In den acht Jahren, die seitdem verflossen waren, hatte sich sein ganzes Wesen mächtig vertieft, und im Vollbesitze seiner, das ganze Zeitalter überragenden geistigen Kraft bereitete er sich nun, seinem Volke und der Menschheit unvergängliche Schätze zu spenden:

Ich kenne ganz den Werth von deinen Gaben!
Für Andre wächst in mir das edle Gut,
Ich kann und will das Pfund nicht mehr vergraben!

Warum sucht' ich den Weg so sehnsuchtsvoll,
Wenn ich ihn nicht den Brüdern zeigen soll?

In überirdischer Klarheit erstrahlend, lächelt ihm die hehre Muse zu; aber wieder mischt in den Klang ihrer Worte sich etwas von der holden Stimme der Freundin:

Ich konnte mich in ihrem Auge lesen,
Was ich verfehlt und was ich recht gethan.
Sie lächelte, da war ich schon genesen,
Zu neuen Freuden stieg mein Geist heran;
Ich konnte nun mit innigem Vertrauen
Mich zu ihr nahn und ihre Nähe schauen.

„Mit stiller Seele“ empfängt er das Geschenk der Muse, die köstliche Gabe, die Schwüle und Bangigkeit, die Herbigkeit und Verwirrung der Erdgefühle durch die Kunst zu läutern und zu lösen, durch die Zauberbilder der Poesie ein zweites Empfindungsleben erweckend, es mit Gesundheit und Beschwichtigung zu durchdringen, mit der freudigen Ruhe der in sich gefaßten Kraft:

Es schweigt das Wehen banger Erdgefühle,
Zum Wolkenbette wandelt sich die Gruft,
Besänftiget wird jede Lebenswelle
Der Tag wird lieblich, und die Nacht wird helle.

Und an die Freunde, in deren Mitte, unter deren herzlicher Teilnahme, reicher und vielseitiger Förderung er jenes unvergleichliche Wachstum seines Wesens und seiner Kraft erlebt hatte, richtet sich nun die Schlußstrophe:

So kommt denn, Freunde, wenn auf Euren Wegen
Des Lebens Bürde schwer und schwerer drückt,
Wenn Eure Bahn ein frisch erneuter Segen
Mit Blumen ziert, mit goldnen Früchten schmückt:

Wir gehn vereint dem nächsten Tag entgegen!
So leben wir, so wandeln wir beglückt.
Und dann auch soll, wenn Enkel um uns trauern,
Zu ihrer Lust noch unsre Liebe dauern.

Wie kann ein Zweifel darüber bestehen, daß im engsten Anschlusse daran nun das Gedicht weiter fortgeht, die Begründung hinzufügend, wie aus der „Liebe" dieses seltenen Freundeskreises für die spätesten Enkel so Großes hervorgehen konnte:

Denn was der Mensch in seinen Erdenschranken
Von hohem Glück mit Götternamen nennt,
Die Harmonie der Treue, die kein Wanken,
Die Freundschaft, die nicht Zweifelsorge kennt,
Das Licht, das Weisen nur in einsamen Gedanken,
Das Dichtern nur in schönen Träumen brennt
Das hatt' ich all in meinen besten Stunden
In Euch entdeckt und es für mich gefunden.

Mit der zweiten Hälfte geht die Stanze schon zu der Einleitung für die „Geheimnisse" über; es ist das Licht jener bis auf den Grund dringenden, höchst esoterischen religiösen Erkenntnis gemeint, das dem Dichter im Verkehr mit diesen Freunden aufgestrahlt war. Aber, wenn Herder hier der Gebende gewesen war, so war der Empfangende nun über den Gebenden hinausgewachsen, und weiter reichende Ausblicke hatten sich dem Dichter aufgethan, die ihn von jenem loszulösen begannen, und für die er bereite Aufnahme und volles Verständnis nur bei der Freundin zu finden meinte. Und wie in der letzten Verszeile für das „in Euch" das „in dir" sich einschiebt, so schließt sich nun ebenfalls nur „für sie" noch die folgende Stanze an:

Gewiß, ich wäre schon so ferne, ferne,
So weit die Welt nur offen liegt, gegangen,
Bezwängen mich nicht übermächt'ge Sterne,
Die mein Geschick an deines angehangen,
Daß ich in dir nur erst mich kennen lerne,
Mein Dichten, Trachten, Hoffen und Verlangen
Allein nach dir und deinem Wesen drängt,
Mein Leben nur an deinem Leben hängt.

Mit dieser Strophe oder ohne sie schreitet das Gedicht dann folgerichtig weiter zu der Ankündigung des „Liedes" selbst, das jenes „Licht" der Erkenntnis in reichen Bildern den Freunden wiederspiegeln soll in mannigfach wechselnden Farben kunstvoll geordneter Brechung:

Ein wunderbares Lied ist Euch bereitet;
Vernehmt es gern und Jeden ruft herbei!
Durch Berg' und Thäler ist der Weg geleitet;
Hier ist der Blick beschränkt, dort wieder frei,
Und wenn der Pfad sacht in die Büsche gleitet,
So denket nicht, daß es ein Irrthum sei!
Wir wollen doch, wenn wir genug geklommen,
Zur rechten Zeit dem Ziele näher kommen.

Die direkte Ankündigung des „Liedes" erweitert zugleich den Kreis der Hörer: „und Jeden ruft herbei!" Deshalb konnte hier die unterbrochene Publikation wieder einsetzen. Doch war damit zugleich die Nötigung gegeben, über die seltene Beschaffenheit des Inhaltes etwas zu sagen, die einzigartige Auffassung des innersten Wesens der Religion, die auf der einen Seite ebenso philosophisch frei von allen Schranken der Bekenntnisse erscheinen konnte, als auf der andern mystisch gläubig gegenüber ihren Mythen und Symbolen, und die so der freudigen Aufnahme der einen ebenso sicher sein konnte, als der heftigen Ablehnung der andern, einer gewissen Befremdung sich

zunächst aber bei allen versehen mußte. Daher heißt es nun weiter:

Doch glaube Keiner, daß mit allem Sinnen
Das ganze Lied er je enträthseln werde:
Gar Viele müssen Vieles hier gewinnen,
Gar manche Blüthen bringt die Mutter Erde;
Der Eine flieht mit düstrem Blick von hinnen,
Der Andre weilt mit fröhlicher Geberde:
Ein Jeder soll nach seiner Lust genießen,
Für manchen Wandrer soll die Quelle fließen.

Wie außerordentlich treffend diese Strophe den Charakter der „wunderbaren" Dichtung kennzeichnet, kann sich erst aus der zusammenhängenden und ins einzelne gehenden Würdigung des Ganzen ergeben; hier sei nur das eine hervorgehoben. Es lag im Plane der Dichtung, in hervorragenden Zügen der mythischen Ueberlieferung eine jede Religion gewissermaßen ihr eigenes Wesen aus sich selbst heraus zeichnen zu lassen, indem die Kunst der Darstellung gleichsam wie durch den feinsten Schliff das verborgene Feuer des Edelsteins zur Leuchtkraft brachte. „Wenn so der Hörer, der Theilnehmer durch alle Länder und Zeiten im Geiste geführt, überall das Erfreulichste, was die Liebe Gottes und der Menschen unter so mancherlei Gestalten hervorbringt, erfahren; so sollte daraus die angenehmste Empfindung entspringen, indem weder Abweichung, Mißbrauch, noch Entstellung, wodurch jede Religion in gewissen Epochen verhaßt wird, zur Erscheinung gekommen wären." Was hier nach mehr als dreißig Jahren im belehrenden Ton des Erklärers und mit der Ruhe des Alters ausgesprochen ist, genau dasselbe enthält im Ausdruck des dichterischen Enthusiasmus die nun hier

einzuschaltende Strophe, „Anzuwenden“ überschrieben, jenes „Bruchstück, das der Denkende anzuschließen wissen“ soll. Was auf den ersten Blick befremden kann, daß die Strophe mit so volltönendem Lobe von dem Reichtum und der Pracht des Angekündigten redet, kann die Annahme, daß sie an diese Stelle gehört, nur bekräftigen. Denn nicht eigene Erdichtungen soll das Lied ja bringen, sondern es soll hineingreifen in die Fülle der wundervollsten Schätze der Phantasie aller Völker und Zeiten und, wie absichtslos sie hinstreuend, soll es dem erhabensten „Ziele näher kommen“. So heißt es nun also von dem „Wandrer“, der mit fröhlicher Geberde verweilt und mit Lust der ihm in dem Liede fließenden Quelle genießt:

Wohin er auch die Blicke kehrt und wendet,
Je mehr erstaunt er über Kunst und Pracht;
Mit Vorsatz scheint der Reichthum hier verschwendet,
Es scheint, als habe sich nur Alles selbst gemacht.
Soll er sich wundern, daß das Werk vollendet?
Soll er sich wundern, daß es so erdacht?
Ihn dünkt, als fang' er erst mit himmlischem Entzücken
Zu leben an in diesen Augenblicken.

Wenn man diesen einfachen und natürlichen Zusammenhang verkennt, muß es Verlegenheit bereiten, wo denn sonst die Stanze „anzuschließen“ sei. Daß die Vorschläge der Erklärer nur dieser Verlegenheit entsprungen und an sich völlig unhaltbar sind, lehrt der flüchtigste Blick; ob man sie zwischen Strophe 7 und 8 placiert, wo von dem mit Rosen umschlungenen Kreuze die Rede ist, das doch ganz unmöglich zu den obigen Worten Veranlassung geben kann, oder gar zwischen Strophe 36

und 37, wo von den Emblemen in einem Raume gehandelt wird, von dem es fünf Stanzen vorher heißt:

Kein Schmuck war hier, die Augen zu verblenden,
Ein kühnes Kreuzgewölbe stieg empor u. s. w.

Und hieran soll „der Denkende anschließen":

Wohin er auch die Blicke kehrt und wendet,
Je mehr erstaunt er über Kunst und Pracht;
Mit Vorsatz scheint der Reichthum hier verschwendet!

Zudem, auch wenn für die Strophe in dem Gedichte selbst ein besserer Anschuß zu finden wäre, was nicht der Fall ist, was hätte den Dichter bestimmt, erstlich sie fortzulassen, und sodann, sie nach so langer Zeit getrennt bekannt zu geben, die, wenn sie lediglich deskriptiver Natur wäre, auf eine Bedeutung, aus der sich für den „Denkenden" eine Beziehung ergäbe, keinen Anspruch hätte! Die Strophe ist mit dem Datum 15. März 1816 veröffentlicht; die Vermutung liegt nahe, daß Goethe durch die Königsberger Anfrage vom 15. November 1815, auf die er im Jahre 1816 die bekannte Antwort gab, wieder an das Gedicht erinnert und zu jener Publikation veranlaßt wurde*). Daß er sie aber in den „Geheimnissen" selbst

*) Aus einem Vereine von Königsberger Studierenden ging damals jene Anfrage hervor, den die Teilnehmer ohne Unterbrechung fortgesetzt haben und der sich als ein monatlich zweimal sich versammelndes Montagskränzchen bis heute erhalten hat. Der Reichsgerichtspräsident E. v. Simson, der dem Kränzchen später angehörte, übergab den Brief vom 15. November 1815 im Jahre 1868 an R. Haym, der ihn in den „Preußischen Jahrbüchern" publizierte (vgl. Preuß. Jahrb. 1868, Heft 3, S. 354). Dieser Brief befindet sich noch jetzt in den Akten des Kränzchens; doch ist die Antwort Goethes im Original nicht erhalten, ebensowenig das Datum ihrer Absendung oder ihres Eintreffens.

ausließ, wird durch den Umstand vollauf erklärt, daß die Strophe die Vollendung des Gedichtes voraussetzt, während sie nachträglich für die Würdigung des Fragmentes, zumal nach der Bekanntgebung von Goethes Erklärung, doch immer ihre Bedeutung behielt.

Der letzten noch übrig bleibenden Stanze, deren Zugehörigkeit zu den „Geheimnissen" urkundlich nicht feststeht, doch aber alle Wahrscheinlichkeit für sich hat, ist nun ihr Platz von selbst angewiesen. Sie wäre also bestimmt gewesen, den Schluß der Einleitung zu bilden, wozu sie in jedem Betracht vorzüglich geeignet ist. Doch bleibt hier ein störender Umstand, der gleichwohl andrerseits wieder etwas Aufhellendes in sich trägt.

Es ist die „Heut und ewig" überschriebene Strophe:

Unmöglich ist's den Tag dem Tag zu zeigen,
Der nur Verworrnes im Verworrnen spiegelt,
Und Jeder selbst sich fühlt als recht und eigen,
Statt sich zu zügeln, nur am Andern zügelt;
Da ist's den Lippen besser, daß sie schweigen,
Indeß der Geist sich fort und fort beflügelt.
Aus Gestern wird nicht Heute; doch Aeonen,
Sie werden wechselnd sinken, werden thronen.

Welcher Gedanke wurde zum Abschluß der Ankündigung des großartig und so hochsymbolisch angelegten Liedes stärker gefordert als der Gedanke dieser Strophe! Das Licht, das dem Dichter in den geweihten Stunden des Ideenaustausches mit den Freunden aufgegangen ist, will er nun auch den Mitlebenden, den „Brüdern", zeigen. Jedoch: „Unmöglich ist's den Tag dem Tag zu zeigen!" Es geht nicht an, aus den aktuellen Zuständen heraus, in dem Gewirr der Tagesfragen und des Tagesstreites

eine objektive Beurteilung dieser selbst, geschweige eine in die Tiefe dringende klare Erkenntnis der Dinge überhaupt zu verkünden mit der Aussicht, sie annehmbar zu machen. Hier will jeder recht behalten, keiner sich bescheiden, jeder den andern reformieren, keiner sich selbst. Da ist es am besten, zu schweigen. Und auf welchem Gebiete gilt diese Resignation mehr als auf dem der religiösen Grundfragen, von denen das Lied handeln soll? Goethe hatte darin reiche Erfahrungen gemacht und machte sie noch fortwährend; man braucht nur einen Blick in die Briefe jener Zeit zu werfen, namentlich in die mit Lavater gewechselten, um reiches Zeugnismaterial zu finden. Man denke auch an Fritz Jacobi und die Stolberge! Solche Differenzen lassen sich durch keine Debatten ausgleichen. So weit ist der Zusammenhang in bester Ordnung. Was aber nun folgt, fällt nicht weniger aus dieser Uebereinstimmung als aus der logischen Folge des Gedankengehaltes der Strophe selbst, nicht weniger auch aus ihrem Tone, der in den ersten sechs Zeilen ganz die jugendfrische und doch zugleich völlig ausgereifte Haltung der besten Zeit aufweist, in dem abschließenden Reimpaar dagegen unverkennbar die orakelhafte Färbung der späten Epoche des Goetheschen Stiles:

Aus Gestern wird nicht Heute; doch Aeonen,
Sie werden wechselnd sinken, werden thronen.

Die Zustände und Probleme des Tages datieren nicht aus der letzten, eben durchlebten und unmittelbar vor Augen stehenden Vergangenheit, von der die Gemüter noch frisch erregt sind, sondern von Urzeiten her; sie können nur aus dem klaren Ueberblick über die großen,

weit zurückreichenden Epochen ihrer Entwickelung begriffen und gelöst werden. Ein bedeutender Gedanke und bedeutend ausgedrückt, der mit dem vorangehenden auch in Beziehung steht; wie könnte das anders sein! Aber ganz verloren gegangen ist der enge Anschluß an die Fassung, zumal der ihrer dichterischen Stimmung entsprechende. Dieser verlangt einen fortführenden Gegensatz, einen Gegenklang zu dem resignierten „Da ist's den Lippen besser, wenn sie schweigen"! Also ein „Reden"! Und zwar wo? zu wem? vor allem auch wovon und besonders wie? Auf alle diese Fragen ist in den voraufgehenden Stanzen die Antwort schon enthalten, und es brauchte in diesem die ganze Einleitung abschließenden Reimpaare darauf nur kraftvoll zurückgewiesen werden. Also nicht von Tagesfragen, sondern von jenen höchsten Ideen des Göttlichen, von jenem „Lichte", das in dem „wunderbaren Liede" gezeigt werden soll. Nicht zu der gleichgültigen oder gar widerstrebenden Menge, sondern zu den „Freunden" und zu allen denen, die „sie herbeirufen". Nicht lehrhaft theoretisierend, sondern in der reichen Fülle, der wundervollen Bilderpracht, die unerfindbar in den kostbarsten Ueberlieferungen aller Zeiten und Völker daliegt, wie „von selbst" zum erhabensten Kunstgebilde sich zusammenfügend. Deren „Geheimnisse" sich seinem durch die Freundschaft und durch die Liebe zum höchsten Schwunge beflügelten Geiste entschleierten! Wer möchte sich vermessen, das Reimpaar nachzukonstruieren, das die Freunde von der Betrachtung des „Heute" zum „Ewigen" verwies? Daß aber Goethe im Jahre 1816 bei der Publikation der Strophe die höchst persönliche Schlußwendung durch eine andre ersetzen mußte, liegt auf der Hand.

Die „Aeonen" jedoch, welche „wechselnd sinken und thronen werden", verfehlen den Anschluß am allermeisten. Schon das „Aus Gestern wird nicht Heute" fügt sich nicht glatt an, man glaubt die Not zu erkennen; hier aber klafft gar eine bedenkliche Gedankenlücke. Denn daß von den großen Epochen der Entwickelung menschlicher Zustände die einen nur vorübergehende Bedeutung haben, die andern dagegen eine dauernde, ist eine weiter abliegende Beobachtung, die mit dem Hauptgedanken, daß die Tagesmenge für das Licht des Ewigen schwerlich empfänglich ist, unmittelbar nichts zu thun hat; ganz abgesehen von der befremdlichen Ausdrucksform, die — ein so seltener Fall bei Goethe — mit dem Gedanken nicht rein aufgehen will.

Das alles wäre erklärt, wenn man die nachträgliche Aenderung annimmt. Die Auffindung des ursprünglichen Textes wäre freilich, da das Weimarer Archiv bis jetzt nichts davon ergeben hat, nicht zu hoffen; ebenso scheint es — die „Geheimnisse" sind inzwischen in der Weimarer Ausgabe erschienen —, daß die Annahme der Zugehörigkeit der Stanze „Heut und Ewig" zu dem Gedichte auch fernerhin sich lediglich auf innere Gründe stützen müssen wird.

II.

Goethe hat in der erwähnten Mitteilung von 1816 über „die weitere Absicht, ja den Plan im Allgemeinen und somit auch den Zweck" der „Geheimnisse" Eröffnungen gemacht; aber seiner grundsätzlichen Abneigung

gegen die Zumutung, den Kommentator der eigenen Dichtungen abzugeben, ist er doch auch hier treu geblieben. Nicht allein daß diese Erklärung selbst sehr vielfach wieder des Kommentars bedürftig ist, sie übergeht gerade die letzten und wichtigsten Fragen geflissentlich mit völligem Stillschweigen.

Er gibt zunächst eine kurze Skizze des Inhaltes: „Man erinnert sich, daß ein junger Ordensgeistlicher in einer gebirgigen Gegend verirrt, zuletzt im freundlichen Thal ein herrliches Gebäude antrifft, das auf Wohnung von frommen geheimnißvollen Männern deutet. Er findet daselbst zwölf Ritter, welche nach überstandenem sturmvollem Leben, wo Mühe, Leiden und Gefahr sich andrängten, endlich hier zu wohnen und Gott im Stillen zu dienen, Verpflichtung übernommen. Ein dreizehnter, den sie für ihren Obern erkennen, ist eben im Begriff, von ihnen zu scheiden; auf welche Art, bleibt verborgen; doch hatte er in den letzten Tagen seinen Lebenslauf zu erzählen angefangen, wovon dem neu angekommenen geistlichen Bruder eine kurze Andeutung bei guter Aufnahme zu Theil wird. Eine geheimnißvolle Nachterscheinung festlicher Jünglinge, deren Fackeln bei eiligem Lauf den Garten erhellen, macht den Beschluß.“

Wir erfahren dann weiter, „daß der Leser durch eine Art von ideellem Montserrat geführt werden und, nachdem er durch die verschiedenen Regionen der Berge, Felsen und Klippen-Höhen seinen Weg genommen, gelegentlich wieder auf weite und glückliche Ebenen gelangen sollte. Einen jeden der Rittermönche würde man in seiner Wohnung besucht und durch Anschauung klimatischer und nationaler Verschiedenheiten erfahren haben, daß die treff-

lichsten Männer von allen Enden der Erde sich hier versammeln mögen, wo jeder von ihnen Gott auf seine eigenste Weise im Stillen verehre."

„Der mit Bruder Markus herumwandelnde Leser oder Zuhörer wäre gewahr geworden, daß die verschiedensten Denk- und Empfindungsweisen, welche in dem Menschen durch Atmosphäre, Landstrich, Völkerschaft, Bedürfniß, Gewohnheit entwickelt oder ihm eingedrückt werden, sich hier am Orte in ausgezeichneten Individuen darzustellen und die Begier nach höchster Ausbildung, obgleich einzeln unvollkommen, durch Zusammenleben würdig auszusprechen, berufen seien."

„Damit dieses aber möglich werde, haben sie sich um einen Mann versammelt, der den Namen Humanus führt; wozu sie sich nicht entschlossen hätten, ohne sämmtlich eine Aehnlichkeit, eine Annäherung zu ihm zu fühlen. Dieser Vermittler nun will unvermuthet von ihnen scheiden, und sie vernehmen, so betäubt als erbaut, die Geschichte seiner vergangnen Zustände. Diese erzählt jedoch nicht er allein, sondern jeder von den Zwölfen, mit denen er sämmtlich im Laufe der Zeiten in Berührung gekommen, kann von einem Theil dieses großen Lebenswandels Nachricht und Auskunft geben."

„Hier würde sich dann gefunden haben, daß jede besondere Religion einen Moment ihrer höchsten Blüthe und Frucht erreiche, worin sie jenem obern Führer und Vermittler sich angenaht, ja sich mit ihm vollkommen vereinigt. Diese Epochen sollten in jenen zwölf Repräsentanten verkörpert und fixirt erscheinen, so daß man jede Anerkennung Gottes und der Tugend, sie zeige sich auch in noch so wunderbarer Gestalt, doch immer aller

Ehren, aller Liebe würdig müßte gefunden haben. Und nun konnte nach langem Zusammenleben Humanus gar wohl von ihnen scheiden, weil sein Geist sich in ihnen Allen verkörpert, Allen angehörig, keines eigenen irdischen Gewandes mehr bedarf."

Unwillkürlich fühlt man sich durch die Erwähnung der „in den zwölf Repräsentanten verkörperten Epochen" an die oben behandelten Schlußverse: „Aus Gestern wird nicht Heute; doch Aeonen, Sie werden wechselnd sinken werden thronen" gemahnt; und die Vermutung erhält neue Nahrung, daß sie einer späteren Zeit entstammen und durch die Reminiscenz an das hier Ausgesprochene beeinflußt sein mochten.

Sehr genau hält diese Erklärung die in der wohlerwogenen Ankündigung gesteckten Grenzen ein. Es ist in der That nur „im Allgemeinen der Plan und die weitere Absicht" eröffnet; das ganze reiche Detail des vorliegenden Fragmentes, das wahrlich im höchsten Maße des erläuternden Wortes bedürfte, ist unerwähnt geblieben, selbst auf die wichtigsten Wendepunkte der Handlung ist nur mit leise deutendem Wink hingewiesen. Ein so bedeutender Umstand wie die Nachterscheinung der Jünglinge mit den Fackeln, von dem doch gesprochen wird, erhält auch nicht den schwächsten Schimmer aufhellenden Lichtes. Aber mit den wichtigsten Grundfragen, die der Aufbau der Handlung rege macht, steht es um nichts besser: von wem und von woher ist Bruder Markus gesendet, wie lautet sein Auftrag, daß der unscheinbare Pilger mit so großer Auszeichnung empfangen wird? Was hat es zu bedeuten, daß Humanus grade in diesem Augenblicke aus dem „geheimnißvollen" Kreise scheiden

muß? Was ist es für eine „wunderbare Schickung und Offenbarung", durch die der arme Pilgrim Markus in seine hohe Stellung eingesetzt wird?

Grade aber in den Antworten auf diese Fragen liegt der bedeutendste Gehalt des Gedichtes, das spezifisch Goethesche darin, das es auch in seinem fragmentarischen Zustande zu der wichtigsten Aeußerung macht, die wir über sein religiöses Fühlen und Denken besitzen. Gewiß zeigt die Dichtung weitgehende Uebereinstimmung mit Herders „Ideen", wurde sie doch dem engen Kreise gewidmet, der von dem Gedankeninhalt dieses Herderschen Lieblingswerkes durchdrungen war. Will man daher Belegstellen daraus für die „Geheimnisse" citieren, so hat man es keineswegs nötig, sich an die Chronologie der Entstehung der einzelnen Bücher zu binden: vielmehr steht hier das Werk in seinem gesamten Umfange zu freier Verwendung, denn es kann nicht zweifelhaft sein, daß seinem wesentlichsten Gehalte nach es auch vor der Ausarbeitung des Einzelnen der kleinen eingeweihten Gemeinde schon völlig angehörte.

So, wenn es am Schluß des sechsten Abschnittes im vierten Buche heißt: „Endlich ist die Religion die höchste Humanität des Menschen." . . . „Die erste und letzte Philosophie ist immer Religion gewesen. Auch die wildesten Völker haben sich darin geübt; denn kein Volk der Erde ist völlig ohne sie, so wenig als ohne menschliche Vernunftfähigkeit und Gestalt, ohne Sprache und Ehe, ohne einige menschliche Sitten und Gebräuche gefunden worden." . . . „Religion ist, auch schon als Verstandesübung betrachtet, die höchste Humanität, die erhabenste Blüthe der menschlichen Seele. Aber sie ist mehr als

dies — —. Wahre Religion ist ein kindlicher Gottesdienst, eine Nachahmung des Höchsten und Schönsten im menschlichen Bilde, mithin die innigste Zufriedenheit, die wirksamste Güte und Menschenliebe."

„Und so sieht man auch, warum in allen Religionen der Erde mehr oder minder Menschenähnlichkeit Gottes habe stattfinden müssen, entweder daß man den Menschen zu Gott erhob oder den Vater der Welt zum Menschengebilde hinabzog. Eine höhere Gestalt als die unsre kennen wir nicht; und was den Menschen rühren und menschlich machen soll, muß menschlich gedacht und empfunden sein. Eine sinnliche Nation veredelte also die Menschengestalt zur göttlichen Schönheit; andere, die geistiger dachten, brachten Vollkommenheiten des Unsichtbaren in Symbole fürs menschliche Auge. Selbst da die Gottheit sich uns offenbaren wollte, sprach und handelte sie unter uns, jedem Zeitraum angemessen, menschlich. Nichts hat unsre Gestalt und Natur so sehr veredelt als die Religion; blos und allein, weil sie sie auf ihre reinste Bestimmung zurückführte."

„Daß mit der Religion also auch Hoffnung und Glaube der Unsterblichkeit verbunden war und durch sie unter den Menschen gegründet wurde, ist abermals Natur der Sache, vom Begriff Gottes und der Menschheit beinah unzertrennlich. . . . Hier knüpfte die Religion alle Mängel und Hoffnungen unsres Geschlechts zum Glauben zusammen und wand der Humanität eine unsterbliche Krone."

Alle diese Gedanken klingen an in der Aeußerung Goethes über sein Gedicht, auch der letzte, wenn es dort heißt: „Ereignet sich nun diese ganze Handlung in der

Charwoche, ist das Hauptkennzeichen dieser Gesellschaft ein Kreuz mit Rosen umwunden, so läßt sich leicht voraussehen, daß die durch den Ostertag besiegelte ewige Dauer erhöhter menschlicher Zustände auch hier bei dem Scheiden des Humanus sich tröstlich würde offenbaret haben."

Aber jene ungelösten Fragen lassen die Forschung nach dem Verständnis des Gedichtes nicht zur Ruhe kommen; und sie weisen sämtlich auf eine Stelle hin, wo sich Goethes religiöse Grundanschauung von der des theologischen Freundes, so sehr dieser auch Philosoph war, dennoch trennte. Eine Reihe von Sätzen im neunten Buche der „Ideen" leitet zu dieser Stelle, grade während auch sie auf dem Wege bis dahin die beiden Freunde noch einträchtig zusammengehend zeigt. Sie steht im Beginne des fünften Abschnittes: „Tradition ist . . . die fortpflanzende Mutter, wie der Sprache und wenigen Kultur der Völker, so auch ihrer Religion und heiligen Gebräuche."

„Sogleich folgt hieraus, daß sich die religiöse Tradition keines andern Mittels bedienen konnte, als dessen sich die Vernunft und Sprache selbst bediente, der Symbole. Muß der Gedanke ein Wort werden, wenn er fortgepflanzt sein will, muß jede Einrichtung ein sichtbares Zeichen haben, wenn sie für Andre und für die Nachwelt sein soll: wie konnte das Unsichtbare sichtbar, oder eine verlebte Geschichte den Nachkommen aufbehalten werden, als durch Worte oder Zeichen? Daher ist auch bei den rohesten Völkern die Sprache der Religion immer die älteste, dunkelste Sprache, oft ihren Geweihten selbst, viel mehr den Fremdlingen unverständlich. Die bedeutenden heiligen Symbole jedes Volks, so klimatisch

und national sie sein mochten, wurden nämlich oft in wenigen Geschlechtern ohne Bedeutung. Kein Wunder; denn jeder Sprache, jedem Institut mit willkürlichen Zeichen müßte es so ergehen, wenn sie nicht durch den lebendigen Gebrauch mit ihren Gegenständen oft zusammengehalten würden und also im bedeutenden Andenken blieben. Bei der Religion war solche lebendige Zusammenhaltung schwer oder unmöglich; denn das Zeichen betraf entweder eine unsichtbare Idee oder eine vergangene Geschichte."

„Es konnte also auch nicht fehlen, daß die Priester, die ursprünglich Weise der Nation waren, nicht immer ihre Weisen blieben. Sobald sie nämlich den Sinn des Symbols verloren, waren sie stumme Diener der Abgötterei oder mußten redende Lügner des Aberglaubens werden. Und sie sind's fast allenthalben reichlich geworden; nicht aus vorzüglicher Betrugsucht, sondern weil es die Sache so mit sich führte. Sowohl in der Sprache als in jeder Wissenschaft, Kunst und Einrichtung waltet dasselbe Schicksal: der Unwissende, der reden oder die Kunst fortsetzen soll, muß verbergen, muß erdichten, muß heucheln; ein falscher Schein tritt an die Stelle der verlorenen Wahrheit. Dies ist die Geschichte aller Geheimnisse auf der Erde, die anfangs allerdings viel Wissenswürdiges verbargen, zuletzt aber, insonderheit seitdem menschliche Weisheit sich von ihnen getrennt hatte, in elenden Tand ausarteten; und so wurden die Priester derselben, bei ihrem leergewordenen Heiligthum, zuletzt arme Betrüger."

Man irrt schwerlich, wenn man annimmt, daß in demselben Sinne, wie hier von der „Geschichte aller Ge-

heimnisse auf der Erde" die Rede ist, das Wort auch von Goethe zum Thema und zur Ueberschrift seines „großen Gedichtes" gewählt wurde, sei es nun, daß in geheimem Bezug darauf diese Stelle der „Ideen" geschrieben wurde, sei es, daß aus ihren Gesprächen über den Gegenstand beiden Freunden die Bezeichnung in diesem bestimmten Sinne sich festgestellt hatte.

Darnach wäre als der Gegenstand der Dichtung, ganz kurz gefaßt, dieser zu betrachten: das Verhältnis der geheimnisvollen Umhüllungen, der symbolischen Mythen der Religionen zu dem Kern und Wesensgehalte der Religion darzustellen, ein ideales Bild der historischen Entwickelung, wie aus den Umhüllungen der Kern in einfacher Klarheit hervortritt, aus der mythischen und mystischen Symbolik der reine Gehalt sich läutert.

Es wäre also zu zeigen, daß dies ebensowohl zwischen den Zeilen der Goetheschen Erklärung vernehmlich zu lesen steht, als es auch aus dem Gedichte selbst, das trotz seines fragmentarischen Zustandes dennoch alles Wesentliche des Goetheschen Gedankenganges vollständig in sich aufgenommen hat, deutlich hervorgeht.

Auch inwiefern Goethe dabei über Herders Standpunkt hinausgeht, mag hier kurz angedeutet sein, obwohl es sich dabei um ein höchst kompliziertes Verhältnis handelt, das mit einem Worte keineswegs erledigt werden kann. Einmal haben Herders Ansichten in diesem Punkte Wandlungen erlitten, und sodann vermeidet er es in den „Ideen" geflissentlich gerade darüber sich unumwunden auszusprechen. Die prägnantesten Aeußerungen, die nach dieser Richtung hin in den „Ideen" sich finden, konnten —

und es dürfte für dieses Urteil ein stärkeres Zeugnis nicht denkbar sein — ebensowohl die volle Billigung Goethes als die enthusiastische Zustimmung eines Hamann finden!

Trotz der scheinbar stärksten Aeußerungen einer auflösenden, philosophischen Betrachtung erblickt Herder am letzten Ende doch in dem Christentum, und zwar nicht nur in dem Geiste des Christentums sondern auch in seiner historischen Form, den Abschluß der religiösen Entwickelung, ihre Krönung und Vollendung, das verwirklichte Ideal der „Humanität". Goethes Absicht in den „Geheimnissen" ging dahin, die christliche Religion als eine Aeußerungsform des religiösen Bewußtseins in der Reihe andrer Formen darzustellen, allerdings als die am höchsten entwickelte, ja die ganze voraufgegangene Entwickelung in sich einschließende und umfassende, aber doch nur als eine Form, die eben in ihrem formalen Teil auf ewige Dauer nicht eingerichtet sein könne. Sicherlich konnte er nach manchen Aeußerungen Herders glauben, daß sie auch hierin eines Sinnes seien, und mehrfache Zeugnisse liegen vor, daß er in der That dieser Meinung war. So wenn er im September 1788 an Herder mit Bezug auf den vierten Band der „Ideen" schreibt: „Das Christenthum hast Du nach Würden behandelt; ich danke Dir für mein Theil. Ich habe nun auch Gelegenheit, von der Kunstseite es näher anzusehen, und da wirds auch recht erbärmlich. Ueberhaupt sind mir bei dieser Gelegenheit so manche Gravamina wieder rege geworden. Es bleibt wahr: Das Mährchen von Christus ist Ursache, daß die Welt noch 10 m Jahre stehen kann und niemand recht zu Verstand kommt, weil es ebenso viel Kraft des

Wissens, des Verstandes, des Begriffs braucht, um es zu vertheidigen als es zu bestreiten. Nun gehen die Generationen durch einander, das Individuum ist ein armes Ding, es erkläre sich für welche Partei es wolle, das Ganze ist nie ein Ganzes, und so schwankt das Menschengeschlecht in einer Lumperei hin und wieder, das alles nichts zu sagen hätte, wenn es nur nicht auf Punkte, die dem Menschen so wesentlich sind, so großen Einfluß hätte. Wir wollen es gut sein lassen."

Aber ebenso empfing Herder die Briefe des leidenschaftlichen Vorkämpfers für den Offenbarungsglauben, und ganz so meinte Hamann auf seine völlige Zustimmung bauen zu können, wenn er an ihn Ergießungen richtete wie diese (a. 21. April 1786): „An das philippisirende und judaisirende Geschmier in Berlin mag ich nicht denken; ich kann mir leicht vorstellen, daß Ihnen ebenso zu Muth wie mir dabey gewesen sein wird. Das A und Ω läuft im Grunde auf nichts als ein Ideal der reinen Vernunft hinaus, und dadurch gewinnt man einen unendlichen Spielraum zu den willkührlichsten Einbildungen; von der andern Seite wird alle Wahrheit zur Schwärmerey . . ." — Und weiter: „Es geht mir mit Kant wie ihm selbst mit den Berlinern. Mendelssohns Vorlesungen sind ihm ein System der Täuschung, die der Mendelssohnischen Beschreibung eines Mondsüchtigen ähnlich ist. Mir kommt sein ganzes System nicht um ein Haar besser vor."

Hier liegt die entscheidende Frage! Zwischen dem unbedingten Glauben Hamanns, dem gegenüber „der göttlichen Thorheit des Evangelii" die Resultate der Wissenschaft und der Philosophie leicht nicht mehr galten als

„wächserne Nasen, Gemächte der Sophisterey und der Schulvernunft“, und Goethes freier Art, das Wesen des religiösen Bedürfnisses, wie es im Grunde des Herzens und der Seele wohnt, zu erfassen, wogegen ihm die äußere Form seiner Erscheinung als minder wichtig, sobald sie aber sich als das eigentlich Wesentliche hervordrängt, geradezu als hinderlich und verderblich erscheint, zwischen diesen Extremen steht Herder mitten inne, und man kann sich des Gefühls nicht erwehren, daß sein Standpunkt ein oscillierender ist.

Die Frage, „wie hielt es Goethe mit der Religion?“ wird wohl immer verschieden und oft genug dahin beantwortet werden: „er hatte kein Christentum“. Aber die Aufrichtigkeit und Wärme seines religiösen Empfindens, die Tiefe und Klarheit und zugleich die Einfachheit seines religiösen Denkens wird durch keine seiner Aeußerungen so umfassend und deutlich bezeugt als durch das Fragment seines so groß angelegten Gedichtes, die „Geheimnisse“. Mit der Kraft und Fülle des dichterischen Genius verkündet es die Grundanschauung, von der Lessings klarer Geist und reiches Herz durchdrungen war, mit dem in diesen Dingen eines Sinnes zu sein, Goethe gern hervorhob. So, wenn er über Mendelssohns „An die Freunde Lessings“ im Spinozastreit an Herder schreibt (20. Februar 1786): „Ich vermelde daß ich das Jüdische neuste Testament nicht habe auslesen können, daß ich es der Frau v. Stein geschickt habe die vielleicht glücklicher ist, und daß ich gleich den Spinoza aufgeschlagen und von der Proposition: qui Deum amat, conari non potest, ut Deus ipsum contra amet, einige Blätter mit der größten Erbauung zum Abendsegen studirt habe. Aus allem diesem

folget daß ich euch das Testament Johannis aber und abermals empfehle, dessen Innhalt Mosen und die Propheten, Evangelisten und Apostel begreift.

Kindlein liebt euch.

und so auch mich. Lebt wohl."

Die symbolische Handlung des Gedichtes zeigt uns ihren Helden, Bruder Markus, wie er von langer Reise ermüdet am Abend mitten im Gebirge, nachdem er den letzten steilen Gipfel erklommen, in einem lieblichen Thale ein schön gebautes Kloster sich entgegenleuchten sieht. Zweierlei erfahren wir über ihn: daß er „auf erhabnen Antrieb" seine lange und mühevolle Wanderung unternommen hat, aber ohne daß das Ziel ihm bezeichnet wurde; denn „außer Steg und Bahn" trifft er es endlich an und zwar ohne zunächst davon zu wissen, daß er es erreicht hat. Nur „Spuren eines Wegs" glaubt er zu sehen, und Glockenklang, der ihm entgegenschallt, erfüllt seinen Geist „mit Ruhe und Hoffnung". Ein „geheimnisvolles Bild", das er über der geschlossenen Pforte erblickt, versenkt ihn in tiefes Sinnen und durchdringt ihn mit inniger Erbauung. Es ist das christliche Kreuzessymbol, das Zeichen,

Das aller Welt zu Trost und Hoffnung steht,
Zu dem viel tausend Geister sich verpflichtet,
Zu dem viel tausend Herzen warm gefleht,
Das die Gewalt des bittern Tods vernichtet,
Das in so mancher Siegesfahne weht.

Aber während er voll Ehrfurcht des Heiles sich bewußt wird, das aus dem Glauben an dieses Zeichen einer

halben Welt erwuchs, erstaunt er zugleich über den ganz neuen Sinn, in dem es ihm hier entgegentritt:

Er sieht das Kreuz mit Rosen dicht umschlungen.
Wer hat dem Kreuze Rosen zugesellt?
Es schwillt der Kranz, um recht von allen Seiten
Das schroffe Holz mit Weichheit zu begleiten.

Und leichte Silber-Himmelswolken schweben
Mit Kreuz und Rosen sich emporzuschwingen,
Und aus der Mitte quillt ein heilig Leben
Dreifacher Strahlen, die aus einem Punkte dringen.

Die Erfindung des Bildes lehnt sich an das Zeichen von Luthers Petschaft an, eine weiße Rose mit Christi Kreuz in einem Herzen; aber offenbar in einem ganz andern Sinne, als dessen Wahlspruch ihn verkündet:

Des Christen Herz auf Rosen geht,
Wenn's mitten unterm Kreuze steht,

ist dieses neu erfundene Bild gedacht, das „von keinen Worten umgeben ist, die dem ‚Geheimnis' Sinn und Klarheit bringen".

In Goethes Erklärung bleibt es nicht unerwähnt; aber sie beschränkt sich doch darauf, mit bedeutender Gebärde den Leser auf das Lied selbst zu verweisen, das denn auch vollauf genug gethan hat, das Dunkel zu erhellen. In der Erklärung heißt es: „Ereignet sich nun diese ganze Handlung in der Charwoche, ist das Hauptkennzeichen dieser Gesellschaft ein Kreuz mit Rosen umwunden, so läßt sich leicht voraussehen, daß die durch den Ostertag besiegelte ewige Dauer erhöhter menschlicher Zustände auch hier bei dem Scheiden des Humanus sich tröstlich würde offenbaret haben."

Das Glaubenssymbol, das „Geheimnis“ der Klostergemeinschaft, welcher die Sendung des Bruder Markus gilt, ist also in der Hauptsache das Kreuz, das Zeichen des Christentums. Aber der harte Zug asketischer Strenge, der Weltflucht und Schönheitsfeindlichkeit, der dem „schroffen Holze“ anhaftet, verschwindet hier in der innigen Verbindung des erhabenen Glaubensinhaltes mit allem zum Hohen, Großen und Schönen freudig Emportragenden, was das menschliche Leben bietet. Aller freie Aufschwung reichen Geisteslebens, alle bestärkende Freude edler Kunst, aller frische Mut des reinen Lebensgenusses einen sich nun mit dem Enthusiasmus des Glaubens, ohne ihn aufzulösen, vielmehr ihn desto mehr zu erfüllen. So ist das schroffe Holz mit Rosen dicht umschlungen, und leichte Silber-Himmelswolken umschweben es, um sich mit ihm emporzuschwingen, während dennoch aus der innersten Mitte her das Zeichen der Dreifaltigkeit es mit „heiligem Leben“ durchdringt, des Symbols der Einheit ewiger Allmacht, unendlicher Liebe und unsterblich wirkender Geisteskraft. Herders Christentum der Humanität! Eine Läuterung des dogmatischen Offenbarungsglaubens und eine Durchdringung seines Gehaltes mit allen erworbenen Schätzen humaner Kultur, dergestalt, daß darin nun alles aufgenommen und vereinigt erscheint, was zur Darstellung und Veredlung reiner Menschlichkeit zu irgend einer Zeit, wo es sei, nur jemals erdacht, geschaffen und errungen wurde!

Wenn dies der letzte und höchste Gedanke von Herders „Ideen zur Philosophie der Geschichte“ war, der aus der freilich mehr philosophisch konstruierenden als pragmatisch-historischen Darstellung hervorgehen sollte, so wollte in

dem „großen Gedichte“ Goethe ihm ein reiches poetisches Gewand erschaffen, wo, von dem Zwange des historischen Details befreit, dem reinen Gedanken plastische Anschaulichkeit verliehen und damit ein unmittelbarer Weg zum Herzen eröffnet werden sollte. So wäre es möglich geworden, „jede besondere Religion in dem Momente ihrer höchsten Blüte und Frucht darzustellen“, worin sie der Annäherung an jene letzte und höchste Form der Entwickelung, ja der vollkommenen Vereinigung mit ihr fähig wurde. „Aus allen Ländern und Zeiten hätte man das Erfreulichste, was die Liebe Gottes und der Menschen unter so mancherlei Gestalten hervorbringt, erfahren“; alles Verhaßte, alle Mißbräuche, alle Entartungen der Religionen wären von selbst aus dem herrlichen Bilde verschwunden, und „jede Anerkennung Gottes und der Tugend, sie zeige sich auch in noch so wunderbarer Gestalt“, würde Ehrfurcht und Liebe erweckend hervorgetreten sein. So wäre eine Art von symphronistischer Darstellung entstanden, die dem Geiste, und zugleich dem Gefühl, aus der Geschichte aller Länder und Epochen alles das auf einmal, in einer Ueberschau gegenwärtig gemacht hätte, was in dem einen Punkt, dem wichtigsten von allen, was in der Frage der Annäherung an die Gottheit durch eine innere Verwandtschaft sich als vereinbar erwiesen hätte.

Ein tief erfaßter und genial gestalteter Gedanke Goethes war es nun, wenn er die Religionen aller Völker in zwölf Repräsentanten verkörperte und diese unter einem Oberhaupte vereinigt vorführte, daß er diesen von allen gleichmäßig verehrten Greis, den er Humanus nennt, sich so dachte, daß er zu seinen Jahren gekommen sei,

indem er nach der Reihe in jeder der durch die zwölf Genossen vertretenen Religionsgemeinschaften eine Zeit seines Lebens geweilt und zur Zeit ihrer höchsten Blüte seine Wirksamkeit entfaltet habe. Er kann also davon den zuverlässigsten zusammenhängenden Bericht geben; doch, wie natürlich, würde unbeschadet seiner Treue derselbe Bericht im Munde eines jeden der Zwölfe doch noch anders lauten, höher gestimmt und reicher ausgestattet, da ein jeder von ihnen das Maximum des ihm Erreichbaren darzustellen hätte. Es gäbe auch dafür eine zusammenfassende Darstellung: das wäre die überall, wo Humanus thätig erschienen war, auftretende religiöse Tradition von seinem Wesen und Wirken, die nach menschlicher Weise nicht anders als wundervoll, von Wunderzeichen meldend und von Wunderthaten erfüllt sein konnte. Diese Tradition muß also als die ständige Begleitung des Humanus gedacht werden, in einer Reihe der köstlichsten Wundergeschichten alle die höchsten Erhebungen menschlichen Sinnens, Fühlens und menschlicher Kraft zum Ueberirdischen und Ewigen feiernd, die Annäherungen des Humanen zum Göttlichen bis zu ihrer endlichen völligen Identifizierung. Bedeutet Humanus, nach Goethes eigner Erklärung, das Wesentliche, Inhaltliche jener Erscheinungen selbst, so kann es nicht befremden, es lag vielmehr in der Konsequenz des ganzen Planes und ist als ein poetisch höchst glücklicher Einfall zu schätzen, daß er auch der die sachlichen religionsgeschichtlichen Vorgänge begleitenden Tradition eine eigene Stimme verlieh, indem er dem Humanus einen Begleiter zugesellte. Er gewann damit die auf keine andre Weise dichterisch so bequem und so wirksam zu erreichende Mög=

lichkeit von allen jenen Wundern zu reden, sie auf das lebendigste einzuführen, und dem Text schon durch die frappante Zusammenstellung die tiefste, weitgreifendste Bedeutung unterzulegen.

Von diesem Mittel hat er in dem allein fertig gewordenen, uns vorliegenden Fragment den ausgiebigsten Gebrauch gemacht; und so konnte es geschehen, daß, obwohl mit der Ausführung des eigentlichen Planes noch nicht einmal begonnen ist, darin dennoch, gleichsam wie in einer thematisch gearbeiteten Ouvertüre, Plan und Inhalt des gesamten Werkes uns zum Gehör und zum Bewußtsein kommt.

Es dürfte kaum möglich sein, für die Figur des Greises, der den Bruder Markus empfängt und dessen Berichte an diesen den größten und wichtigsten Teil des Fragmentes ausmachen, ein andres Verständnis zu gewinnen. Einer der zwölf Repräsentanten der Weltreligionen, von denen „jeder von einem Teil des großen Lebenswandels des Humanus Nachricht und Auskunft geben kann", ist er nicht, denn er „hat ihn auf des Lebens Pfad begleitet und ist sich alter Zeiten wohl bewußt". Nicht völlig einverstanden ist er mit des Humanus eigenen Erzählungen von den wunderbaren Wegen, die die Vorsicht ihn geführt hat:

Zwar Vieles wollt' ich lieber selbst erzählen,
Als ich nur jetzt zu hören stille bin;
Der kleinste Umstand sollte mir nicht fehlen,
Noch hab' ich Alles lebhaft in dem Sinn;
Ich höre zu und kann es kaum verhehlen,
Daß ich nicht stets damit zufrieden bin.
Sprech' ich einmal von allen diesen Dingen,
Sie sollen prächtiger aus meinem Munde klingen.

Allein die Allegorisierung toter Abstraktionen ist nie und nirgends Goethes Sache gewesen; die begriffliche Notion, die er im Sinne trägt, giebt mit ihrer Stellung in dem Organismus von Beziehungen, innerhalb dessen sie wirksam ist, ihm nur den Anlaß zu einer freien Schöpfung, die nun die Aufgabe hat, jene lebendige Wirksamkeit unmittelbar vors Auge zu führen bis in weitverbreitete, überraschende Zusammenhänge und in ungeahnte Tiefen hinein.

Ein glänzendes Beispiel davon ist der greise Begleiter des Humanus, der bei allem mit gegenwärtig war, was dieser durchlebte. Daß davon „die sichre Kunde im Kleinsten auch die Nachwelt nicht verliere", darauf ist freilich auch Humanus selbst bedacht, und seine beseelte, tief ergreifende Erzählung wird von den Hörern sorglich aufgeschrieben, daß „sein Gedächtnis rein und wahrhaft bleibe". Wie könnte nun das Verhältnis zwischen der beglaubigten Kunde von den „Geheimnissen" der Religion und der sie begleitenden legendarisch-mythischen Tradition treffender bezeichnet werden, als wenn des Humanus Begleiter, den es „prächtiger von diesen Dingen zu reden" drängt, nun fortfährt:

Als dritter Mann erzählt' ich mehr und freier,
Wie ihn ein Geist der Mutter früh verhieß,
Und wie ein Stern bei seiner Taufe Feier
Sich glänzender am Abendhimmel wies,
Und wie mit weiten Fittigen ein Geier
Im Hofe sich bei Tauben niederließ,
Nicht grimmig stoßend und wie sonst zu schaden,
Er schien sie sanft zur Einigkeit zu laden!

Wie abgeschmackt klänge es, wenn man sagen wollte, der Alte ist die „Tradition"! Wie annehmbar ist des

Dichters Verfahren! Er gibt dem Menschen Humanus einen menschlich gedachten Begleiter und macht ihn zum Wortführer der von jenem berichtenden Tradition, der also, indem er erzählt, doch auch zugleich fähig und geschickt ist, vom höchsten Gesichtspunkte aus seinen Stoff zu wählen und mit den höchsten Ideen ihn zu durchdringen.

Und wie wunderbar schönen Gewinn zieht der Dichter aus solcher, immerhin doch allegoristischen Darstellungsweise, woraus ein für allemal zu lernen wäre, daß dieses viel verkannte und vom Unverstand geschmähte Kunstmittel in der Hand des Meisters der höchsten poetischen Wirkungen, und die auf andre Weise gar nicht zu erreichen wären, fähig werden kann! Zwanglos und wie von selbst ergiebt sich nun jene, wie sie oben schon bezeichnet wurde, symphronistische Auffassung aller schönsten Gebilde der menschlichen Phantasie und bedeutsamsten Phasen menschlicher Entwickelungszustände, die mit zusammenordnendem Blick zu einem organischen Ganzen fügt, was immer Kunde giebt von der Erhöhung des Menschen über sich selbst und von seinem Streben sich dem Göttlichen anzuähnlichen. Da befremdet es nicht mehr, sondern regt eine Fülle der fruchtbarsten Ideen auf, wenn in einer Folge hingedeutet wird auf die Wunderzeichen bei Christi Geburt und die messianischen Weissagungen davon, dann auf die kindliche Großthat des Herakles, worin die Kraft des Halbgottes früh sich wunderbar offenbarte, die ein ganzes Leben hindurch selbstlos dem schweren Dienste für die Mitmenschen sich widmen sollte, und auf den Wunderquell, den Moses gottbegeisterte Macht dem Felsen in der Wüste entspringen ließ und der unversiegbar immerfort ihm noch entquillt.

In unübertrefflich kurzem und schlagendem Wort weist dann diese mythische legendarische Tradition sich aus über den ethischen Wesensgehalt und die Wirkungskraft, wodurch sie von allem Reichtum sonstiger epischer Phantasie sich unterscheidet: über alle größesten Thaten, zu denen menschliches Vermögen gesteigert vorgestellt werden kann, erhebt sich die sittliche Kraft, die den Kampf mit dem eigenen Selbst aufnimmt und die im Widerstreite nicht nur gegen die Gewalt des sich entgegensetzenden Schicksals, sondern noch mehr gegen die unablässig hemmende Macht der Alltagsumstände den Kampf besteht.

Wenn einen Menschen die Natur erhoben,
Ist es kein Wunder, wenn ihm viel gelingt;
Man muß in ihm die Macht des Schöpfers loben,
Der schwachen Thon zu solcher Ehre bringt;
Doch wenn ein Mann von allen Lebensproben
Die sauerste besteht, sich selbst bezwingt,
Dann kann man ihn mit Freuden Andern zeigen
Und sagen: Das ist er, das ist sein eigen!

Denn alle Kraft dringt vorwärts in die Weite,
Zu leben und zu wirken hier und dort;
Dagegen engt und hemmt von jeder Seite
Der Strom der Welt und reißt uns mit sich fort.
In diesem innern Sturm und äußern Streite
Vernimmt der Geist ein schwer verstanden Wort:
Von der Gewalt, die alle Wesen bindet,
Befreit der Mensch sich, der sich überwindet.

Nur auf dem so bereiteten Boden erwächst die freie Liebesthat! Das ist der ethisch-religiöse Grundgedanke Goethes, aus dem sein Gottesbewußtsein, seine Gottesempfindung quillt. Wenige Jahre, ehe er die „Geheimnisse“ dichtete, hatte er ihn in dem herrlichen Liede „Das

Göttliche" niedergelegt, von dem man sagen könnte, daß es die letzten Resultate spekulativen Denkens ausspricht, wenn es nicht vielmehr Gefühl und Gesinnung wäre, an die es sich wendet, aus denen es fließt, und die es hervorruft, das individuelle Ethos des Dichters nachahmend, das ist, es durch die Darstellung der Aufnahme durch andre fähig machend.

In der „Kritik der reinen Vernunft" sagt Kant von dem Glauben an Gott und eine andre Welt*): „der Ausdruck des Glaubens ist in solchen Fällen ein Ausdruck der Bescheidenheit in objectiver Absicht, aber doch zugleich der Festigkeit des Zutrauens in subjectiver" . . . „das Wort Glauben aber geht nur auf die Leitung, die mir eine Idee gibt, und den subjectiven Einfluß auf die Beförderung meiner Vernunfthandlungen, die mich an derselben festhält, ob ich gleich von ihr nicht im Stande bin, in speculativer Absicht Rechenschaft zu geben."

„Aber der blos doctrinale Glaube hat etwas Wankendes in sich; man wird oft durch Schwierigkeiten, die sich in der Speculation vorfinden, aus demselben gesetzt, ob man zwar unausbleiblich dazu immer wiederum zurückkehrt."

„Ganz anders ist es mit dem moralischen Glauben bewandt" . . . „der Glaube an einen Gott und eine andere Welt ist mit meiner moralischen Gesinnung so verwebt, daß, so wenig ich Gefahr laufe, die erstere einzubüßen, eben so wenig besorge ich, daß mir der zweite jemals entrissen werden könne."

Ganz ebenso gründet Goethe das Gottesbewußtsein

---

*) Vgl. Ausg. R. u. S. II. S. 637 ff.

auf die moralische Natur des Menschen als auf seine sicherste Stütze:

Edel sei der Mensch,
Hilfreich und gut!
Denn das allein
Unterscheidet ihn
Von allen Wesen
Die wir kennen.

Heil den unbekannten
Höhern Wesen,
Die wir ahnen!
Ihnen gleiche der Mensch*),
Sein Beispiel lehr' uns
Jene glauben!

Bei dem hinreißenden Eindruck, den das Lied hervorbringt, entgeht es leicht der Wahrnehmung, wie sorgfältig und streng logisch es entworfen und disponiert ist. Die Begründung des Schlußsatzes der zweiten Strophe folgt in der siebenten; sie wendet sich unverkennbar, zwar stillschweigend, aber darum nicht minder entschieden, gegen die spinozistische Auffassung, wonach das Weltganze uns nichts zeigt als den eisernen Vollzug unverbrüchlich geltender Gesetze der Notwendigkeit, indem sie unbedingt die Anerkennung der Willensfreiheit ausspricht. Durch jeden Akt einer moralischen Entschließung tritt eine neue causa finalis in den Weltlauf ein, die für sich wieder Folgewirkungen von ewiger Dauer hervorzubringen vermag. In ihr ist das sonst überall geltende Gesetz aufgehoben, und, während sonst im ewigen Wechsel alles vergeht, kann sie den Moment der Entschließung mit einem Inhalte erfüllen, der als eine neue Schöpfung von immerwährendem Bestande ist.

Nur allein der Mensch
Vermag das Unmögliche;

---

*) Der Vers, der in der ursprünglichen Fassung steht und später weggefallen war, ist in der Weimarer Ausgabe, sicherlich mit Recht, wieder aufgenommen.

Er unterscheidet,
Wählet und richtet;
Er kann dem Augenblick
Dauer verleihen.

Jedes dieser vier Prädikate entspricht in logisch genauester Anordnung einer der vier vorangehenden Strophen.

Der Mensch „unterscheidet", während außerhalb seiner sittlichen Freiheit allerdings völlig unbekümmert um ihre Gesetze die Kräfte des Weltalls nach ihren eigenen Gesetzen sich bewegen. Mit biblischem Worte drückt das die dritte Strophe aus:

Denn unfühlend
Ist die Natur:
Es leuchtet die Sonne
Ueber Bös' und Gute,
Und dem Verbrecher
Glänzen wie dem Besten
Der Mond und die Sterne.

Der Mensch „wählet"; die Naturkräfte erscheinen willkürlich in ihrem Walten, weil sie nur aus der mechanischen Wirkung der Stoffe resultieren:

Wind und Ströme,
Donner und Hagel
Rauschen ihren Weg
Und ergreifen
Vorübereilend
Einen um den Andern.

Er „richtet", das sogenannte Schicksal, die Resultante der äußern Geschehnisse, ist blind:

Auch so das Glück
Tappt unter die Menge,

Faßt bald des Knaben
Lockige Unschuld,
Bald auch den kahlen
Schuldigen Scheitel.

Der Mensch allein „kann dem Augenblick Dauer verleihen"; außerhalb der Sphäre seines sittlichen Handelns herrscht überall die strenge Notwendigkeit, die den Dingen ihren Anfang und das Ende bestimmt:

Nach ewigen, eh'rnen,
Großen Gesetzen
Müssen wir Alle
Unseres Daseins
Kreise vollenden.

Doch, wie es in den „Geheimnissen" heißt: „von der Gewalt, die alle Wesen bindet, befreit der Mensch sich, der sich überwindet." Im sittlich befreiten Handeln findet der Mensch die Ahnung, die Erkenntnis des Göttlichen und den Weg, sich der Gottheit zu nähern. So schließt das Lied, indem es den Gedanken der siebenten Strophe zunächst noch weiter ausführt und dann auf die im Eingang berührte Grundidee des Ganzen zurückweist:

Er allein darf
Den Guten lohnen,
Den Bösen strafen,
Heilen und retten,
Alles Irrende, Schweifende
Nützlich verbinden.

Und wir verehren
Die Unsterblichen,
Als wären sie Menschen,
Thäten im Großen,
Was der Beste im Kleinen
Thut oder möchte.

Der edle Mensch
Sei hilfreich und gut!
Unermüdet schaff' er
Das Nützliche, Rechte,
Sei uns ein Vorbild
Jener geahneten Wesen

Es wurde oben gesagt, daß in dem zustande gekommenen Fragment der „Geheimnisse“ gleichsam programmatisch die Intention des Ganzen zu erkennen sei; das zeigt sich hier in der Erzählung des Alten. Das Licht, das er durch die tiefsinnige Vereinigung christlicher, griechischer und jüdischer Mythen auf die Geburt und auf die Jugend des Humanus geworfen, zeigt ihn uns als durch die Gottheit zum Höchsten ausgerüstet, berufen und auserwählt; daß es aber des Menschen Beruf ist, die Anlage zum Göttlichen aus sich selbst heraus zu entwickeln, und daß diese zum Göttlichen leitende Entwickelung bei den Führern wie bei den Nachfolgern einzig und allein in der befreienden sittlichen Selbstüberwindung liegt, die den Boden bildet für die edle, hilfreiche Liebesthat, das ist das Thema für die Fortsetzung des Berichtes von dem Lebensgange des Humanus.

In symbolischer Kürze und Wucht verkündet der Dichter hier Grundüberzeugungen, an denen er sein Lebenlang festhielt und auf die er auch im späten Alter gern und ausführlich zurückkam. Es sind die Tugenden der Ehrfurcht, der Demut und des Gehorsams, denen er für die sittliche und religiöse Erziehung den höchsten Wert beilegt. Die Mittel der poetischen Einkleidung für seine Ideen bieten ihm in der Erzählung des Alten ganz allgemein gehaltene Hindeutungen auf Hauptzüge der mittelalterlich-christlichen Entwickelung der europäischen Menschheit. Diese Züge liefert das von seiner Glanzseite angeschaute Bild der Erziehung zum geistlichen Rittertum: strenger Dienst, entsagungsvolle Vorbereitung zur Hingabe der Persönlichkeit mit ihrer ganzen Kraft zu der Aufgabe, die Kranken zu heilen, die

Schwachen zu beschützen, den Unterdrückten zu helfen, die Gefangenen zu befreien, bis der Zögling mit voller Würdigkeit in alle Rechte des idealen Ordens eintritt. Allen diesen Prüfungen unterwirft er sich nicht gezwungen, sondern freudig dem innersten Triebe der Seele folgend:

Wie frühe war es, daß sein Herz ihn lehrte,
Was ich bei ihm kaum Tugend nennen darf,
Daß er des Vaters strenges Wort verehrte
Und willig war, wenn jener rauh und scharf
Der Jugend freie Zeit mit Dienst beschwerte,
Dem sich der Sohn mit Freuden unterwarf,
Wie elternlos und irrend wol ein Knabe
Aus Noth es thut um eine kleine Gabe!

Die Streiter mußt' er in das Feld begleiten
Zuerst zu Fuß bei Sturm und Sonnenschein,
Die Pferde warten und den Tisch bereiten
Und jedem alten Krieger dienstbar sein.
Gern und geschwind lief er zu allen Zeiten
Bei Tag und Nacht als Bote durch den Hain;
Und so gewohnt, für Andre nur zu leben,
Schien Mühe nur ihm Fröhlichkeit zu geben.

Wie er im Streit mit kühnem, muntrem Wesen
Die Pfeile las, die er am Boden fand,
Eilt' er hernach, die Kräuter selbst zu lesen,
Mit denen er Verwundete verband;
Was er berührte, mußte gleich genesen,
Es freute sich der Kranke seiner Hand.
Wer wollt' ihn nicht mit Fröhlichkeit betrachten!
Und nur der Vater schien nicht sein zu achten.

Leicht wie ein segelnd Schiff, das keine Schwere
Der Ladung fühlt und eilt von Port zu Port,
Trug er die Last der elterlichen Lehre,
Gehorsam war ihr erst- und letztes Wort;
Und wie den Knaben Lust, den Jüngling Ehre,
So zog ihn nur der fremde Wille fort.
Der Vater sann umsonst auf neue Proben,
Und wenn er fordern wollte, mußt' er loben.

Zuletzt gab sich auch dieser überwunden,
Bekannte thätig seines Sohnes Werth;
Die Rauhigkeit des Alten war verschwunden,
Er schenkt' auf einmal ihm ein köstlich Pferd;
Der Jüngling ward vom kleinen Dienst entbunden,
Er führte statt des kurzen Dolchs ein Schwert.
Und so trat er geprüft in einen Orden,
Zu dem er durch Geburt berechtigt worden.

So könnt' ich dir noch tagelang berichten,
Was jeden Hörer in Erstaunen setzt;
Sein Leben wird den köstlichsten Geschichten
Gewiß dereinst von Enkeln gleichgesetzt;
Was dem Gemüth in Fabeln und Gedichten
Unglaublich scheint und es doch hoch ergetzt,
Vernimmt es hier und mag sich gern bequemen,
Zwiefach erfreut, für wahr es anzunehmen.

Sehr schön und treffend hebt dieser Schluß den doppelten Reiz aller der Wundererzählungen hervor, die das Gedicht auf seinen Helden Humanus zusammenhäuft: zu den Schönheiten des reichen Schmuckes der Phantasie, in dem sie erglänzen, die höhere Schönheit ihrer inneren, unvergänglich für alle Zeiten sich erneuernden Wahrheit, die sie im philosophischen Sinne der Geschichte gleichstellt.

Wie hier, dem vorspielartigen Charakter der Dichtung entsprechend, die Erzählung kurz abbricht, so folgt bald darauf die Skizze eines zweiten Hauptmotivs, das aber noch weniger durchgeführt ist und in dem Fragment auch ohne weitere Folge bleibt. Es geht wohl auf die „Geheimnisse", was Goethe anfangs Juni 1785 an Herder schreibt: „Hier schick' ich dir, was du wohl noch nicht gesehen hast. Ich konnte es nicht einmal endigen, geschweige durcharbeiten, deswegen fehlt den Versen noch hier und da das Runde und Glatte."

Die beiden Uebergangsstrophen (30 und 31) zu der neuen Wendung des Gedichts haben in hohem Maße ein solches präliminarisches Aussehen. Stellen wie diese: „Und wir ergetzen uns noch manche Wochen an Allem, was er uns erzählen soll“ fallen aus dem epischen Tone, noch mehr die Schlußverse der 31. Strophe, die überhaupt den Eindruck bloßen Füllwerkes hervorruft:

Und da nun Markus nach genossnem Mahle
Dem Herrn und seinen Wirthen sich geneigt,
Erbat er sich noch eine reine Schale
Voll Wasser, und auch die ward ihm gereicht.
Dann führten sie ihn zu dem großen Saale,
Worin sich ihm ein seltner Anblick zeigt.
Was er dort sah, soll nicht verborgen bleiben,
Ich will es Euch gewissenhaft beschreiben.

Offenbar handelt es sich um den Kapitelsaal, der für die Versammlung der zwölf Ordensritter und ihres Obern, des Humanus, bestimmt war; denn er enthält nichts als dreizehn zierlich geschnitzte Chorstühle und über jedem einen Schild mit einem bedeutungsvollen Wappenbilde, auf dem mittelsten, also dem des Humanus, zum zweitenmal das Kreuz mit Rosenzweigen. Doch nur von zweien der symbolischen Bilder erhalten wir die Beschreibung:

So müd' er ist, wünscht er noch fortzuwachen;
Denn kräftig reizt ihn manch und manches Bild:
Hier sieht er einen feuerfarbnen Drachen,
Der seinen Durst in wilden Flammen stillt,
Hier einen Arm in eines Bären Rachen,
Von dem das Blut in heißen Strömen quillt;
Die beiden Schwerter hingen gleicher Weite
Beim Rosenkreuz zur recht- und linken Seite.

Mag auch der Alte dem Bruder Markus sagen:

> Lass' diese Bilder dich zu bleiben laden,
> Bis du erfährst, was mancher Held gethan.
> Was hier verborgen, ist nicht zu errathen,
> Man zeige denn es dir vertraulich an.

Für uns, die wir nichts weiter erfahren, muß das Gegebene zur Deutung genug sein; und wenn in solchen Dingen eine unbestreitbare Entscheidung nicht möglich ist, so dürfte doch hier des Dichters Meinung recht wohl „zu errathen" sein.

Ein ebenso überflüssiges als vergebliches Unternehmen dürfte es sein, Vermutungen darüber anzustellen, welche zwölf Religionen Goethe sich in seinem „ideellen Montserrat" vertreten dachte; es genügt vollkommen, wenn man sich die gesamte religionsgeschichtliche Entwickelung in ihren wichtigsten Phasen dabei vorstellt. Daran aber dürfte kaum zu zweifeln sein, daß das Christentum mit seiner vielgestaltigen, weithin ausgebreiteten und in vielen Partien so deutlich vor uns liegenden Entwickelungsgeschichte dabei unmöglich auf einen einzigen Vertreter beschränkt vom Dichter gedacht werden konnte. Vielmehr muß eine äußerst kräftig in die Augen springende Differenzierung wohl unzweifelhaft angenommen werden. Beachtet man nun, daß die beiden so höchst prägnant gewählten Bilder in gleicher Weite zu beiden Seiten des rosenumwundenen Kreuzes hängen, des Symboles für das freudige, abgeklärte Christentum, in dem „der Friede Gottes" wohnt, so sieht man durch die eigentümliche, in gewissem Sinne gleichartige Natur der Bilder einen sehr interessanten Gedanken des Dichters sich nahe gelegt. In aller Religion ist das weitaus am meisten Charakteristische

die Auffassung von dem Verhältnis des sündigen Menschen zur Gottheit, die Frage, ob bei ihr eine Vergebung der Sünde gefunden wird, und wie sie errungen werden kann. Und wie von selbst springen nun die fundamentalen Gegensätze in die Augen, in denen hauptsächlich sich die heftigen Kämpfe der christlichen Konfessionen bewegt haben und noch bewegen. Stellt man sich vor, daß wie in dem ganzen Gedicht so auch hier es dem Dichter darum zu thun war, die großen nebeneinander wirksamen Prinzipien zu erfassen, so erscheint es einfach und natürlich, wie er das geläuterte Christentum des Humanus aus zwei extrem kontrastierenden religiösen Dispositionen sich abklärend vorstellen wollte. Das wäre auf der einen Seite der Glaube an die ewige Verdammnis des Sünders, aus deren Höllengluten er nur durch die von Gott eigens hierzu geordnete Vermittelung der Kirche befreit werden kann, also der Gemütszustand einer durch gläubiges Vertrauen aufgehobenen Gewissensfurcht, wie ihn der Katholizismus zur Basis seiner ungeheuren praktischen Erfolge macht; dem gegenüber stünde die mächtige, tief innerliche Geistesbewegung, die eine von außen her kommende Absolution zurückweist und in rücksichtslosem, unerbittlichem Wahrheitssinn von der Seele das heiße Ringen, den zerfleischenden Kampf mit dem geängstigten Gewissen verlangt, bis sie sich selbst wert gemacht hat, den Frieden der Vermittelung zu empfangen, wie in solcher leidenschaftlichen Energie Calvins Feuergeist den Begriff der Metanoia in unzähligen Herzen lebendig gemacht hat. Fegefeuer und Metanoia, die Angst vor dem geöffneten Höllenrachen und die Qualen wütender Gewissensbisse: man sieht, daß die Phantasie des Dichters,

wie es überall seine Art ist, nur den schon in der Sprache vorhandenen Keim zur Gestaltenbildung sich hat entfalten lassen, wenn er in gleicher Weite von der schönen Mitte des rosenumwundenen Kreuzes die beiden Bildsymbole darstellt:

Hier einen feuerfarbnen Drachen,
Der seinen Durst in wilden Flammen stillt,
Hier einen Arm in eines Bären Rachen,
Von dem das Blut in heißen Strömen quillt.

Es sind wahrlich die inhaltvollsten Geheimnisse, von denen hier die Rede ist, die im Mittelpunkt der ungeheuren Katastrophen der Geschichte stehn, die bewegenden Kräfte in der historischen Entwickelung und ihrer fortschreitenden Bewegung, die man trotz aller Zweifel doch zu erkennen meint, wenn man versucht, die Summe dessen zu ziehen, was in solchen Kämpfen denn doch zuletzt erreicht worden ist! Obwohl, mehr oder weniger verschleiert, der alte Streit sich doch auch täglich noch erneuert! Wie bedeutungsvoll erscheinen, versteht man den Dichter so, die Schlußworte des Alten an Markus:

Du ahnest wohl, wie Manches hier gelitten,
Gelebt, verloren ward, und was erstritten!

Doch glaube nicht, daß nur von alten Zeiten
Der Greis erzählt, hier geht noch Manches vor;
Das, was du siehst, will mehr und mehr bedeuten,
Ein Teppich deckt es bald und bald ein Flor.

Allein mehr und mehr drängt sich dabei die Hauptfrage des Ganzen auf und verlangt ihre Lösung: was bedeutet es, daß aus dem glücklichen Kreise der idealen Klostergemeinschaft das von allen anerkannte und verehrte Haupt nun scheiden soll, daß „Humanus" aus ihrer

Mitte hinweggenommen wird? Es ist der erste wichtige Umstand, der uns gleich im Beginn der Handlung entgegentritt, und dieser Umstand beherrscht das Ganze; die „Sendung" des Bruder Markus, die „dem Befehle höherer" Wesen entspringt, wird doch eben durch das Hinscheiden des Humanus notwendig gemacht! Wie ein „Gesandter" wird er empfangen:

Willkommen, ruft zuletzt ein Greis, willkommen,
Wenn deine Sendung Trost und Hoffnung trägt!
Du siehst uns an; wir Alle stehn beklommen,
Obgleich dein Anblick unsre Seele regt.
Das schönste Glück, ach! wird uns weggenommen,
Von Sorgen sind wir und von Furcht bewegt.
Zur wicht'gen Stunde nehmen unsre Mauern
Dich Fremden auf, um auch mit uns zu trauern.

Denn ach! der Mann, der Alle hier verbündet,
Den wir als Vater, Freund und Führer kennen,
Der Licht und Muth dem Leben angezündet,
In wenig Zeit wird er sich von uns trennen,
Er hat es erst vor Kurzem selbst verkündet;
Doch will er weder Art noch Stunde nennen.
Und so ist uns sein ganz gewisses Scheiden
Geheimnißvoll und voller bittrer Leiden.

Goethes erläuterndes Wort beschränkt sich, lakonisch genug, auf das folgende: „Und nun konnte nach langem Zusammenleben Humanus gar wohl von ihnen scheiden, weil sein Geist sich in ihnen allen verkörpert, allen angehörig, keines eigenen irdischen Gewandes mehr bedarf."

Der Geist des Humanus bedarf keines eigenen irdischen Gewandes weiter! Man muß, um die innere Haltung, das Ethos des Gedichtes, das in diesem Gedanken gipfelt, recht zu verstehen, sich die religiöse Entwickelung Goethes vergegenwärtigen, die — auch darin

ist er eine Norm gewesen — zugleich die des Zeitalters war.

Eine von tiefer Religiosität genährte, von strenger protestantischer Kirchlichkeit gepflegte Kindheit, ein Jünglingsalter, das mit aufgeregter Phantasie und überströmender Empfindung sich dem pietistischen Bedürfnis einer unmittelbaren Vereinigung mit den himmlischen Personen hingab, einer sehnsuchtsvollen Versenkung in die süße Erhabenheit ihrer göttlichen „Geheimnisse“; eine durch immense Geistesarbeit früh erworbene Mannheit, die ihn nicht nur aus den Irrwegen der Schwärmerei, sondern auch aus den Formen des überlieferten Kirchentums hinausführte, ohne daß er doch — was so vielen geschah — die Religion und mit ihr das pietätvolle Verständnis für allen wesentlichen Gehalt der überlieferten kirchlichen Formen einbüßte.

An der Neige des Jahrhunderts stand er zwischen unvermittelten, sich hart bekämpfenden Gegensätzen; neben einem Klopstock, der den kindlich-jugendlichen religiösen Standpunkt einseitig durch sein ganzes Leben in seinem Denken festhielt und in seinem Dichten entwickelungslos fort und fort verkündete, den Zusammenhang mit seiner Zeit mehr und mehr verlierend; neben einem Jacobi, der einen weichen, gefühlsseligen Mysticismus mit philosophischer Spekulation zu versöhnen und logisch zu stützen vergeblich sich abmühte; neben dem ausschließenden und überhebenden Glaubenseifer eines Lavater, einem Fritz Stolberg, der „ein Unfreier wurde“; und andrerseits gegenüber dem ganzen Ansturm des Zeitalters der Aufklärung, der tumultuarischen Gebärdung des radikalen Rationalismus, der mannigfachen Anmaßungen aller Arten

des sektiererischen Hochmutes, aller Schattierungen des Zweifels und der Verneinung bis zur Ableugnung des Geistes selbst und zur Verhöhnung des Heiligen, wie sie namentlich aus der philosophischen, belletristischen und publizistischen Litteratur des Nachbarlandes herüberhallten. Aus dem chaotischen Gewirr des überall wogenden Kampfes schien eine große historische Thatsache als sich allmählich vollziehend oder auch als schon vollzogen vor das Bewußtsein zu treten, von der über kurz oder lang eine Umgestaltung der religiösen Verhältnisse, zuletzt wohl auch der kirchlichen Formen ihren Ausgangspunkt nehmen mußte. Diese Thatsache war: der unaufhaltsam fortschreitende Auflösungsprozeß des Glaubens an die geschichtliche Wahrheit der Ueberlieferungen, die von den christlichen Symbolen, von seinen „Geheimnissen" handeln. An dieser Auflösung arbeitete gleichmäßig die Philosophie, die philologische und historische Kritik, der mächtige Aufschwung der naturwissenschaftlichen Erkenntnis, die täglich wachsende Kunde von Ländern, Völkern und ihrer Kultur und, mehr als alles das zusammengenommen, die aus alledem neu und überwältigend emporwachsende Einsicht in die großen Gesetze des Entwickelungsganges der Menschheit, der „Erziehung des Menschengeschlechtes". Eilte jedoch dieser Auflösungsprozeß in Frankreich gradaus der Zerstörung zu, so wurde er bei uns in Deutschland durch überlegene Geister ganz andern Zielen zugelenkt, durch Kant und Lessing, die großen Führer unsrer geistigen Erziehung, denen sich Herder und Goethe würdig zur Seite stellen, um nicht aufzulösen, sondern zu erfüllen!

Es sei noch einmal an das Herdersche Wort aus

dem neunten Buch der „Ideen“ erinnert von den leergewordenen Symbolen der Religionen, von dem „falschen Schein, der an die Stelle der verlorenen Wahrheit tritt“, von der „Geschichte aller Geheimnisse auf der Erde, die anfangs viel Wissenswürdiges verbargen, zuletzt aber, insonderheit seitdem menschliche Weisheit sich von ihnen getrennt hatte, in elenden Tand ausarteten“!

Keinem fühlte Goethe sich in diesen Fragen näher als Lessing; wie er hatte auch Lessing aus ererbter streng kirchlicher Religiosität zur vollen Freiheit sich durchgekämpft, und wenn er für sich aus ihren Formen heraustrat, so blieb ihm mit dem tiefen Verständnis ihres Ursprunges und ihrer Bedeutsamkeit die Ehrfurcht vor ihnen, und wenn er sich gezwungen sah, den schädlichen Dienst des abgestorbenen Buchstabens zu bekämpfen, so geschah es, um ihn durch den Geist, aus dem er einst geboren war, neu zu beleben.

In dem weitschauenden Geist und in dem milden Sinne, der aus Lessings letzten religiösen Vermächtnissen zu uns spricht, hat auch Goethe es unternommen, in seinem „großen Gedichte“ von den religiösen „Geheimnissen“ zu reden.

Aller Streit, ja sogar alle Kritik sollte hier ferne bleiben; sein versöhnlicher Sinn, sein fruchtbarer Geist suchte überall die positiven Kräfte auf und strebte auch das „Irrende, Schweifende nützlich zu verbinden“. In der reinen Gesinnung der Achtung vor jeder Aeußerung echter Religiosität vereinigt er in der Lichtgestalt des Humanus „das Erfreulichste, was überall die Liebe Gottes und der Menschen unter so mancherlei Gestalt hervorbrachte“, und wenn als das Zeichen solcher Vereinigung

das rosenumwundene Kreuz erscheint, so ist ja wohl unzweifelhaft, daß in einem von Verfolgungssucht und Dogmenhader gereinigten Christentum, in seinem mit lauterer Herzensinbrunst erfaßten Symbolen jene durch den Humanus verkörperte Vereinigung erkannt werden sollte.

Wie ein schneidendes Weh geht es daher durch die stille und heilige Gemeinde, als Humanus selbst sein ganz gewisses Scheiden ihr verkündet, obwohl „er weder Art noch Stunde nennen will“, und seine Gläubigen so voll Furcht und Sorgen von dem Verluste ihres schönsten Glückes sich bedroht sehen.

Die vielgeliebten Symbole, bei deren schwer zu deutenden Geheimnissen die betrachtende Seele sich so „gar vieles bilden“ kann, wo „ein Gegenstand zu dem andern fortzieht“, sollen unwiderbringlich dahingehen, ohne daß den bitter Leidenden die Hoffnung auf einen tröstlichen Ersatz sich zeigt.

Das ist die Situation, wie sie Bruder Markus vorfindet, und schon sein bloßes Erscheinen bewegt die gedrückten Gemüter mit einem neuen, noch nicht verstandenen Leben.

Wer ist nun Bruder Markus, und woher gesandt?

Die Erklärung sagt: „Damit aber ein so schöner Bund nicht ohne Haupt und Mittelsperson bleibe, wird durch wunderbare Schickung und Offenbarung der arme Pilgrim Markus in die hohe Stelle eingesetzt, der ohne ausgebreitete Umsicht, ohne Streben nach Unerreichbarem, durch Demuth, Ergebenheit, treue Thätigkeit im frommen Kreise gar wohl verdient, einer wohlwollenden Gesellschaft, so lange sie auf der Erde verweilt, vorzustehen.“

Hier bleibt wieder ebensoviel zu erraten, als gesagt

worden ist; doch spricht auch hier das Gedicht für sich selbst. Es zeigte uns den Pilgrim, wie er in tiefes Sinnen versunken vor dem Klosterportal steht, das geheimnisvolle Bild des Rosenkreuzes betrachtend, aus dessen Mitte ein heilig Leben dreifacher Strahlen quillt:

Er klopft zuletzt, als schon die hohen Sterne
Ihr helles Auge zu ihm nieder wenden.
Das Thor geht auf, und man empfängt ihn gerne
Mit offnen Armen, mit bereiten Händen.
Er sagt, woher er sei, von welcher Ferne
Ihn die Befehle höhrer Wesen senden.
Man horcht und staunt. Wie man den Unbekannten
Als Gast geehrt, ehrt man nun den Gesandten.

Ein Jeder drängt sich zu, um auch zu hören,
Und ist bewegt von himmlischer Gewalt;
Kein Odem wagt den seltnen Gast zu stören,
Da jedes Wort im Herzen wiederhallt.
Was er erzählet, wirkt wie tiefe Lehren
Der Weisheit, die von Kinderlippen schallt:
An Offenheit, an Unschuld der Geberde
Scheint er ein Mensch von einer andern Erde.

Welchem hohen Vorbilde entspräche diese Schilderung mehr als dem Bilde des Stifters der christlichen Religion, Jesus von Nazareth, wie es nach seinen Handlungen und Reden einzig in seiner Einfachheit und Erhabenheit uns vor der Seele steht!

Goethe beabsichtigte in der Person des Markus die echte Nachfolge Jesu zu verkörpern, wie sie als das Wesen und der Inhalt der christlichen Religion unvergänglich bestehen bleibt, auch wenn ihre Symbole schwinden und ihre Formen sich wandeln. Von allen „Geheimnissen“, von denen im Lauf der Zeit in reichem Schmuck der Bau des Christentums umgeben wurde, bliebe dann

nur das eine höchste, das wie alle höchsten Geheimnisse doch zugleich ein offenbares wäre: daß die Einfachheit das Siegel der letzten Vollendung ist, daß sie aus unschuldiger Reinheit und offener Wahrheit allein erwachsen kann, und daß, wie sie die Frucht der lauteren Selbstlosigkeit ist, aus ihr die unendliche Liebe quillt, welche die Welt erlöst.

Uebernimmt solche Gesinnung das Führeramt, dann mögen die Formen christlicher Gottesverehrung fortbestehen „in mancherlei Gestalt" oder sich wandeln und vergehen, die symbolischen Geheimnisse gläubig verehrt werden oder der Auflösung verfallen: es wird die ewige Dauer wahrhaft christlicher Religiosität und Religionsgemeinschaft dann erst recht besiegelt sein, weil solche Führerschaft den trennenden Streit aufhebt und, was in aller Welt an echt religiösem Sinne lebt, vereinigend um sich sammelt!

Wer aber soll sie einsetzen, wie soll sie sich gestalten, wie ausgeübt werden? Der Dichter gibt uns keine ausdrückliche Antwort, er deutet sie nur an. Wie wenig sagt er uns von Bruder Markus, und doch übt er die Kunst, durch leisen Wink und Hindeutung zu wirken, so meisterlich, daß wir ein volles, rundes Bild von seinem Helden empfangen, auch durch das, was eben nicht über ihn ausgesagt wird. Voll tiefer Ehrfurcht steht er vor dem Mysterium des Symboles der Humanusgemeinde, aber die Weisheit seiner Lehren schallt wie von Kinderlippen und dringt auch ohne Mysterium mit heimlicher Gewalt zum innersten Herzen, und ohne den Anspruch auf Herrschaft, ohne Umkleidung mit dem Schimmer geweihter Würde trägt er doch den unzerstörbaren Charakter echter, schlichter Hoheit, wie ein „Mensch von einer andern

Erde". Darin liegt die Antwort auch auf die übrigen Fragen. Die Erklärung spricht von einer „wunderbaren Schickung und Offenbarung, die den armen Pilgrim Markus in die hohe Stellung einsetzt", das Gedicht von „den Befehlen höherer Wesen, die ihn senden". Wie es eine natürliche Offenbarung in der äußeren Schöpfung giebt und im Gewissen, die von jeher zu allen Völkern gesprochen hat, „also daß sie keine Entschuldigung haben", ebenso giebt es eine natürliche Offenbarung in der Zeit und in der Geschichte, und es ist eine Auffassung möglich, die alle Ueberlieferung von unmittelbar eingreifender, direkter Offenbarung nur als die durch den überwältigenden Eindruck hervorgerufene wundervolle Einkleidung betrachtet für das Hervortreten dessen, was in der Zeit sich erfüllt hatte und nun geschichtlich wirkende Macht ward, Geist, der Fleisch wurde. Solche Offenbarung, wann stürbe sie jemals aus? Es kommt nur darauf an, ihre Stimme zu vernehmen, die immer von oben kommt, und ihrer Weisung zu folgen. Sie wirkt, wo sie auftritt, durch ihr bloßes Erscheinen, ihre Kennzeichen sind lautere Wahrhaftigkeit und selbstlose Hingabe, und in jedem Kreise wird sie alsobald durch „Demut, Ergebenheit und treue Thätigkeit" nach ihrem Werte und ihrer hohen Sendung sich kundbar machen.

Der Grundgedanke des Liedes wäre also dieser:

Der Glaube an die geschichtliche Realität der christlichen Symbole ist selbst in dem engen Kreise, wo sie die reinste, geläuterte Auffassung finden, im Schwinden begriffen. Unvergänglich aber bleibt die Realität des Gehaltes, dem sie entsprangen. Der Vorgang bedeutet keine Revolution; die Neu-

bildung bedarf nicht des durchgreifenden Auftretens eines Reformators, sondern in stiller organischer Wandlung macht die Summe religiösen Anschauens, Fühlens und Denkens, die, ein Produkt der gesamten menschlichen Entwickelung, in der reinen Lehre Jesu enthalten ist, in ihrer einfachen Gestalt an Stelle der geheimnisvoll symbolischen unmittelbar sich geltend, durch ihre innere Hoheit des Führeramtes für immer sicher. Eine Religion also ohne Geheimnis? Schwerlich, oder vielmehr sicherlich nicht, war das Goethes Meinung. Die „Geheimnisse“ schwinden, aber das Geheimnis bleibt. Das große Geheimnis der Natur und das größere Geheimnis des Geistes, die beide doch nur ein verschieden gefaßter Ausdruck sind für das eine größte Geheimnis, daß das Unbegreifliche uns Gewißheit ist.

Das Fragment selbst ist nicht weit genug hinausgeführt, als daß diese Lösung darin zum vollen Ausdruck hätte gelangen können; aber es wird keinem Aufmerksamen entgehen, daß diese Grundauffassung auch das vorhandene Fragment durchweg erfüllt und darin deutlich zum Gefühl gebracht würde, auch wenn die Gewähr dafür in Goethes Erklärung nicht vorläge. Die Stelle ist äußerst merkwürdig, weil sie in unscheinbarster Form eine ebenso einfache als tiefsinnige Interpretation des Auferstehungsdogmas enthält:

„Ereignet sich nun diese ganze Handlung in der Charwoche, ist das Hauptkennzeichen dieser Gesellschaft ein Kreuz mit Rosen umwunden, so läßt sich leicht voraussehen, daß die durch den Ostertag besiegelte ewige Dauer erhöhter menschlicher Zustände auch hier beim Schei-

den des Humanus sich tröstlich würde offenbart haben.“ Wenn Goethe von dem „geistreich aufgeschlossenen Wort“ sagte, daß es „für die Ewigkeit wirke“, wie mußte er durchdrungen sein von der Ueberzeugung, daß die Persönlichkeit, zumal die ethisch-religiöse, in der höchsten Kraft und Erhabenheit der Erscheinung wie durch ein Wunder in immer erneuter lebendiger Gegenwart fort und fort befreiend, Liebe beweisend sich thätig erweisen müsse!

Aber jene in der historischen Tradition so wunderkräftig bewährten Symbole, jene tröstlichen Geheimnisse, denen „viel tausend Geister sich verpflichtet, zu denen viel tausend Herzen warm gefleht“, sollten sie ganz dahinsinken können, sollte von der in ihnen lebendigen Wunderkraft nichts erhalten bleiben? Dieser Frage gilt die seltsame allegorische Erfindung, mit der das Fragment schließt.

Aus kurzem Schlaf wird Markus durch den Ton der Klosterglocke geweckt, „dem Ruf zur Andacht folgt der Himmelssohn“, er eilt zur Kirche und findet das Schloß verriegelt:

Und wie er horcht, so wird in gleichen Zeiten
Dreimal ein Schlag auf hohles Erz erneut,
Nicht Schlag der Uhr und auch nicht Glockenläuten,
Ein Flötenton mischt sich von Zeit zu Zeit;
Der Schall, der seltsam ist und schwer zu deuten,
Bewegt sich so, daß er das Herz erfreut,
Einladend ernst, als wenn sich mit Gesängen
Zufriedne Paare durch einander schlängen.

Er eilt ans Fenster, dort vielleicht zu schauen,
Was ihn verwirrt und wunderbar ergreift;
Er sieht den Tag im fernen Osten grauen,
Den Horizont mit leichtem Duft gestreift,

Und — soll er wirklich seinen Augen trauen? —
Ein seltsam Licht, das durch den Garten schweift;
Drei Jünglinge mit Fackeln in den Händen
Sieht er sich eilend durch die Gänge wenden.

Er sieht genau die weißen Kleider glänzen,
Die ihnen knapp und wohl am Leibe stehn,
Ihr lockig Haupt kann er mit Blumenkränzen,
Mit Rosen ihren Gurt umwunden sehn;
Es scheint, als kämen sie von nächt'gen Tänzen,
Von froher Mühe recht erquickt und schön.
Sie eilen nun und löschen, wie die Sterne,
Die Fackeln aus und schwinden in die Ferne.

Hält man, wie für das Verständnis solcher absichtsvollen Phantasien es das erste Erfordernis ist, sich genau an das Hauptmotiv, sodann an die charakteristisch gewählten Attribute, und sucht die Absicht des Dichters zu ergründen, warum das Willkürliche gerade so und nicht anders gestaltet ist, so ergiebt sich hier das Folgende: in schicksalsvoller Stunde, während entscheidende Wandlungen im Begriffe sind sich zu vollziehen, verlassen fackeltragende, festlich geschmückte Jünglinge das Heiligtum in eilendem Lauf; beim Aufsteigen des Tages, der schon den Osten rötet, löschen sie mit dem Schwinden der Sterne ihre Fackeln aus und verlieren sich in die Weite. Von geweihtem Feuer sind ihre Fackeln entzündet, denn sie kommen aus dem Innersten des Heiligtums, vor der Helle des Tages werden sie verlöscht, aber um in eilendem Lauf in alle Welt getragen zu werden, zu welchem andern Zwecke, als damit das heilige Feuer, das in ihnen schlummert, am gelegenen Orte neu entzündet werde? Erwägt man nun weiter die begleitenden Umstände und die schmückenden Attribute: wunderbare Töne erschallen, nicht der rituale Glockenklang oder der Ruf zur Hora,

sondern ein neuer seltsamer Schall, der mächtig das Herz bewegt, reizvoll zugleich und voll rhythmischen Wohllautes, doch ernst und feierlich; reiz- und schmuckvoll ist ebenso die Erscheinung der Jünglinge, mit Blumenkränzen ist ihr Haupt, mit Rosen ihr Gurt umwunden, Rhythmus und Anmut ist ihr Wesen und ihre Bewegung, und die Mühe, von der sie kamen, war freudig und erfüllt sie mit Erquickung und mit Schönheit — sollte das alles nicht genügen, um zur Bildung einer ganz klaren und bestimmten Vorstellung aufzufordern?

Auch jenen im Innern des Klosterheiligtums bewahrten symbolischen „Geheimnissen“ ist ein ewiges Leben bestimmt. Entzündet und durchleuchtet von der Weihe, die nach ihrem Ursprunge ihnen eignet, werden sie aus dem Tempel hinausgetragen in die weite Welt, in alle Lebenskreise und in alle Lebensformen. Und wer sind vor allen andern die Träger? Wer sind die holden und ernsten, anmutigen und feierlichen Glanzgestalten, die rhythmisch bewegt, unter den mächtigen Klängen neuer, herzbezwingender Musik die heiligen Flammen der symbolischen Wundergebilde zu erquickender Neugestaltung im Gewande der Schönheit durch alle Lande tragen? Eine schönere und treffendere Allegorie für die religiöse Kunst konnte nicht ersonnen werden; aber ihre Bedeutsamkeit reicht an der Stelle, für die Goethe sie erfand, noch weiter. Vor dem Aufsteigen des Tages, vor der Ausbreitung seines helleren Lichtes verlischt das aus dem Heiligtume mitgebrachte Licht der geweihten Fackeln!

Hier bricht das Lied ab. Aber wie ein lebendig entwickelter Gedanke, auch jäh abreißend, zum Weiterdenken anregt und befähigt, so beflügeln Goethesche Bilder

und Allegorien, selbst wo sie nur andeuten, dem bereitwillig sie Empfangenden die Phantasie, die Empfindung und den Ideengang zur Folge und Ergänzung.

Schon eine gläubige religiöse Kunst löst sich von der Kirche los und wird notwendig, je mehr sie sich von ihr entfernt, auf das von ihr empfangene Licht verzichten und durch eigene Kraft zu leuchten sich bestreben müssen. Um wie viel mehr eine Kunst, der die Vorstellung von der Realität der Mysterien zu schwinden beginnt und endlich ganz entschwindet! Wer wollte aber glauben, daß nach Goethes Meinung die neue Kunst der Formen, und was das unendlich viel wesentlichere ist, des Gehaltes und Wesens der religiösen Geheimnisse verlustig werden sollte? Auf etwas ganz anderes weist der rätselhaft und selbst geheimnisvoll abbrechende Schluß des Liedes hin. Wenn die drei Jünglinge ihre Fackeln in die Ferne hinaustragen, so werden diese Lichter doch allenthalben fortleuchten, nicht nur in der Uebung der Künste, sondern überall im Leben; nicht in der Form buchstäblich geglaubter und — leider! — noch vielmehr umstrittener Symbole des Dogmas, sondern als ernste und bedeutende Bilder in den Vorstellungen und als die höchsten Motive in der Kunst. Wäre das zu wenig? Man nehme nur das Wort „Motiv" in seiner eigentlichen Bedeutung! Wenn Johann Sebastian Bach unter jedes seiner vom unsterblichen, göttlichen Geiste zeugenden Werke die Worte schrieb: Soli Deo Gloria! so ist das wahrlich noch in einem umfassenderen Sinne zu verstehen, als in dem Sinne protestantischer Kirchlichkeit. Wenn solche Gesinnungen die Kunst in allen ihren Zweigen durchdrängen, so erschienen die Künste wohl geeignet, die Fackeln aus der Hand der Jünglinge

zu empfangen und in ihrer Weise aufs neue das Licht der göttlichen Geheimnisse für die Menschheit zu entzünden.

Nicht ein tendenziöses Manifest wollte Goethe in seinem Liede verkünden, sondern die religiösen Anschauungen, die er aus seiner Zeit aufgenommen und aus sich selbst heraus sich gebildet hatte, wollte er in einem reichen Kranz von Bildern einem Kreise gleich oder ähnlich denkender Menschen widerspiegeln und mit erhöhter Wärme ihnen zu Herzen gehen lassen. Und so schließt er seine Erklärung: „Wäre dieses Gedicht vor dreißig Jahren, wo es ersonnen und angefangen wurde, vollendet erschienen, so wäre es seiner Zeit einigermaßen vorgeeilt. Auch gegenwärtig, obgleich seit jener Epoche die Ideen sich erweitert, die Gefühle gereinigt, die Ansichten aufgeklärt haben, würde man das allgemein Anerkannte im poetischen Kleide vielleicht gerne sehen und sich daran in den Gesinnungen befestigen, in welchen ganz allein der Mensch auf seinem eigenen Montserrat Glück und Ruhe finden kann."

Seitdem ist bald wieder ein Jahrhundert verflossen: und vielleicht findet eine spätere Zeit einen Maßstab für unsre Kultur gerade darin, wie weit sie es verstanden hat die Gesinnungen Goethes sich anzueignen und sie praktisch lebendig und wirksam zu machen.

III.

Eine höchst bedeutsame Aeußerung des Dichters über sein wunderbares Lied erfahren wir von Sulpice Boisserée (2. August 1815): „Die Geheimnisse, sagte Goethe, habe er zu groß angefangen, wie so Vieles. — Die zwölf Ritter sollten die zwölf Religionen sein, und alles sich nachher durcheinander wirren, das Wirkliche als Märchen und dies umgekehrt, als die Wirklichkeit erscheinen."

Hier ist nach der positiven wie nach der negativen Seite sein Verhältnis zu den Mysterien deutlich bezeichnet: als historische Wirklichkeiten sollten sie in dem Gedichte nicht erscheinen; dafür sollte um so bestimmter der Kern, aus dem solche Volksdichtung erwuchs, in seiner Wahrheit hervortreten.

In dem Verhältnis, daß sie sich gegenseitig beleuchten, steht zu dieser Aeußerung eine zweite vom folgenden Tage im Gespräch mit demselben Freunde. Es ist die Rede von neuerlich katholisch gewordenen Protestanten, insbesondere von Stolberg, dem Heros unter ihnen, und daß das Ueble an ihm sei, daß er keine Kritik habe, die Tradition stützen wolle durch Gelehrsamkeit und Historie. Darauf Goethe: „Ei, das ist gegen alle Ueberlieferung, diese nimmt man entweder an, und dann giebt man von vorn herein etwas zu, oder man nimmt sie gar nicht an, und ist ein rechter kritischer Philister. Auf jenem Mittelwege aber verdirbt man es mit allen; und es ist ein Beweis, daß er von dieser Seite noch nicht einmal mit sich fertig ist. Die Protestanten dagegen fühlen das Leere, und wollen nun einen Mysticismus machen, da ja gerade

der Mysticismus entstehen muß. Dummes, absurdes Volk, verstehen ja nicht einmal, wie denn die Messe geworden ist, und es ist gerade als könne man eine Messe machen!" — Die Flachheit des Rationalismus und die Nüchternheit einer lediglich negativen Kritik ist für Goethe von jeher abstoßend gewesen, und er liebte es, sich gelegentlich darüber sehr derb zu äußern; andrerseits versteht man, wenn man auch nur die beiden soeben citierten Aeußerungen zusammenhält, sehr wohl, was er für sich mit der „Annahme der Ueberlieferung" meint und ebenso, was für eine Berechtigung er dem Mysticismus zugesteht. Mit divinatorischem Sinne erkennt er die Spuren seelischer Kräfte, des in dem Leben erscheinenden und Leben wirkenden Geistes in der Ueberlieferung und erschaut im Mysterium das Gleichnis für das Unbeschreibliche, das Unbegreifliche, das ohne die vergängliche Form sich nun einmal nicht mitteilen läßt.

Daraus erklärt sich, wie Goethe trotz seines tiefen Verständnisses und seiner hohen Achtung des positiven Christentums doch niemals zu dem „Glauben" zurückkehren konnte. In einem genau ein Jahr vor seinem Tode (22. Mai 1831) an Sulpiz Boisserée geschriebenen Brief hat er sich darüber abschließend und unzweideutig erklärt: „Des religiösen Gefühls wird sich kein Mensch erwehren, dabei aber ist es ihm unmöglich, solches in sich allein zu verarbeiten, deßwegen sucht er oder macht sich Proselyten."

„Das letztere ist meine Art nicht, das erstere aber hab' ich treulich durchgeführt, und von Erschaffung der Welt an keine Konfession gefunden, zu der ich mich völlig hätte bekennen mögen. Nun erfahre ich aber in meinen alten Tagen von einer Sekte der Hypsistarier, welche,

zwischen Heiden, Juden und Christen geklemmt, sich erklärten, das Beste, Vollkommenste, was zu ihrer Kenntniß käme, zu schätzen, zu bewundern, zu verehren, und insofern es also mit der Gottheit im nahen Verhältnisse stehen müsse, anzubeten. Da ward mir auf einmal aus einem dunkeln Zeitalter her ein frohes Licht, denn ich fühlte, daß ich zeitlebens getrachtet hatte, mich zum Hypsistarier zu qualifizieren; das ist aber keine kleine Bemühung: denn wie kommt man in der Beschränkung seiner Individualität wohl dahin, das Vortrefflichste gewahr zu werden*)?"

---

*) Interessant ist es, die Antwort S. B.s zu vergleichen (s. Sulp. Boiss. II. 563), der trotz liebevollen und weitgehenden Verständnisses doch von dem Bestreben nicht loskommen kann, Goethes Aeußerungen im eigenen Sinne zu interpretieren und gewissermaßen zu seinem Standpunkte hinüberzuziehen, eine Neigung, deren man sich bei Benutzung seiner Aufzeichnungen wohl bewußt bleiben muß. Er schreibt: „Die Sekte der Hypsistarier, die Sie in der älteren Kirchengeschichte entdeckt haben, war mir ganz unbekannt. Wenn sie wirklich das Beste und Vollkommenste von den Heiden, Juden und Christen sich angeeignet haben, so müßte ihre Lehre mit jener der Dreieinigkeit, vom höchsten Standpunkte aus genommen, zusammenfallen, denn das Vollkommenste des Heidenthums wie des Judenthums gehört dem Reich des Vaters und zum Theil, besonders als Vorbereitung, dem Reich des Sohnes an, und das Reich des Geistes geht sowohl dem kirchlichen als dem philosophischen Begriff nach aus beiden hervor, und ist als das Ziel aller Entwicklung mit beiden ewig eines. Auf diese Weise kann ich mir denken, daß Sie sich als Hypsistarier erkennen, und würde mich auch dazu bekennen; wäre aber die Lehre dieser Sekte bloßer Rationalismus und Deismus, wie einige behaupten, so mußte sie Ihrem tiefen Geist und Gemüth zu leer und unbefriedigend seyn. Also die Erkennung und Verehrung der Unität in der Trinität, wie sie sich in der höhern Geschichte der Menschheit offenbart, wonach wir zu streben hätten." Diese Auslegung ruft von seiten Goethes eine zwar freundliche aber entschiedene Ablehnung hervor (vgl. S. 565).

Die „Geheimnisse“ beweisen, daß die Ueberzeugung, die der Greis hier ausspricht, um fast ein halbes Jahrhundert früher ebenso ausdrücklich von ihm bekannt wurde. Gewiß waren sie für die dichterische Ausführung „zu groß“ angelegt; aber, wenn die vorstehenden Blätter der Natur der Sache gemäß nur Deutung geben konnten, keine philologischen Beweise, so dürften sie, wenn nichts andres, so doch das eine erwiesen haben, daß das Gedicht, wenn auch Fragment geblieben, es wenigstens zuläßt, als ein Ganzes aufgefaßt zu werden. Der erweiternde und im einzelnen vervollständigende Kommentar, mit dem Goethe im zweiten Buch der „Wanderjahre“ auf den alten Lieblingsgedanken zurückgreift, beruht auf den ganz gleichen Grundideen und -Empfindungen, zu denen im wesentlichen etwas Neues nicht hinzugekommen ist. Hier steht auch ein sehr schön erklärendes Wort, das sich seine Ausleger gesagt sein lassen möchten, warum er selbst für das Innerste seiner Ideen und Gefühle die geheimnisvoll symbolische Form so sehr liebte und mit der sorgfältigsten Konsequenz die Enthüllung durch eigene Hand versagte: „Das Geheimniß hat sehr große Vortheile; denn wenn man dem Menschen gleich und immer sagt, worauf Alles ankommt, so denkt er, es sei nichts dahinter. Gewissen Geheimnissen, und wenn sie offenbar wären, muß man durch Verhüllen und Schweigen Achtung erweisen.“

Deshalb ist das Geheimnis von der Form aller Religion nach seiner Auffassung unzertrennlich, weil alle Religion sich auf die Ehrfurcht gründet. Geht nun der historische Glaube an die überlieferte Form verloren, was unausbleiblich bei einer jeden Religionsform einmal eintreten muß, so stellt, wie von selbst gerade aus den

besten Kräften der erhöhten Kultur, der solche Wandlung entspringt, auch die Kraft sich ein, gleichsam „von höheren Mächten gesandt," die den unsterblichen Gehalt aufnimmt und bewahrt, wobei durch die Behandlung des so lange für Wirklichkeit Geltenden als Märchen, das innere Geheimnis jenes Märchenhaften nun umsomehr zur Anerkennung und Wirkung gelangt. Um so mehr! denn das Trennende der Einzelformen, das die Verwirrung und Verwickelung, den Irrtum und den Streit hervorruft und begünstigt, verschwindet und macht dem Einfachen, Verbindenden, Einigenden Platz, und an die Stelle des „Strebens nach Unerreichbarem" tritt die unmittelbare Richtung auf „treue Thätigkeit in frommem Kreise".

In klaren, großen und einfachen Zügen ist diese Auffassung von der Religion, vom Christentum und von seinen symbolischen Geheimnissen in jener Episode der „Wanderjahre" entworfen. Die religiösen „Geheimnisse" erscheinen hier aufgelöst, aus ihrer Gesamtheit erhebt sich das Geheimnis der Religion in seiner erhabensten Würde.

„Ungern entschließt sich der Mensch zur Ehrfurcht, oder vielmehr entschließt sich nie dazu; es ist ein höherer Sinn, der seiner Natur gegeben werden muß, und der sich nur bei besonders Begünstigten aus sich selbst entwickelt, die man auch deswegen von je her für Heilige, für Götter gehalten. Hier liegt die Würde, hier das Geschäft aller ächten Religionen, deren es auch nur drei giebt, nach den Objecten, gegen welche sie ihre Andacht wenden."

„Die Religion, welche auf Ehrfurcht vor dem, was über uns ist, beruht, nennen wir die ethnische; es ist

die Religion der Völker und die erste glückliche Ablösung von einer niederen Furcht; alle sogenannten heidnischen Religionen sind von dieser Art, sie mögen übrigens Namen haben, wie sie wollen. Die zweite Religion, die sich auf jene Ehrfurcht gründet, die wir vor dem haben, was uns gleich ist, nennen wir die philosophische; denn der Philosoph, der sich in die Mitte stellt, muß alles Höhere zu sich herab=, alles Niedere zu sich heraufziehen, und nur in diesem Mittelzustand verdient er den Namen des Weisen. Indem er nun das Verhältniß zu allen übrigen irdischen Umgebungen, nothwendigen und zufälligen, durchschaut, lebt er im kosmischen Sinne allein in der Wahrheit. Nun ist aber von der dritten Religion zu sprechen, gegründet auf die Ehrfurcht vor dem, was unter uns ist; wir nennen sie die christliche, weil sich in ihr solche Sinnesart am Meisten offenbart; es ist ein Letztes, wozu die Menschheit gelangen konnte und mußte. Aber was gehörte dazu, die Erde nicht allein unter sich liegen zu lassen und sich auf einen höheren Geburtsort zu berufen, sondern auch Niedrigkeit und Armuth, Spott und Verachtung, Schmach und Elend, Leiden und Tod als göttlich anzuerkennen, ja Sünde selbst und Verbrechen nicht als Hindernisse, sondern als Fördernisse des Heiligen zu verehren und lieb zu gewinnen! Hievon finden sich freilich Spuren durch alle Zeiten; aber Spur ist nicht Ziel, und da dieses einmal erreicht ist, so kann die Menschheit nicht wieder zurück, und man darf sagen, daß die christliche Religion, da sie einmal erschienen ist, nicht wieder verschwinden kann, da sie sich einmal göttlich verkörpert hat, nicht wieder aufgelöst werden mag."

Jedoch zur Warnung für diejenigen, die etwa, sei

es auch nur in der Weise eines Sulpice Boisserée, in diesen Worten eine direkte Erklärung für das christliche „Bekenntnis" finden möchten, heißt es sogleich weiter auf die Frage: „Zu welcher von diesen Religionen bekennt Ihr Euch denn insbesondere?"

„Zu allen dreien; denn sie zusammen bringen eigentlich die wahre Religion hervor; aus diesen drei Ehrfurchten entspringt die oberste Ehrfurcht, die Ehrfurcht vor sich selbst, und jene entwickeln sich abermals aus dieser, so daß der Mensch zum Höchsten gelangt, was er zu erreichen fähig ist, daß er sich selbst für das Beste halten darf, was Gott und Natur hervorgebracht haben, ja, daß er auf dieser Höhe verweilen kann, ohne durch Dünkel und Selbstheit wieder ins Gemeine gezogen zu werden."

Diese selbe durchaus symbolische Auffassung, die „durch dasjenige vereinigt, was Andere trennt", wird sodann ausdrücklich auf das Credo angewandt, worin, freilich unbewußt, dieses Bekenntnis von einem großen Teile der Welt ausgesprochen werde: „denn der erste Artikel ist ethnisch und gehört allen Völkern, der zweite christlich, für die mit Leiden Kämpfenden und in Leiden Verherrlichten; der dritte zuletzt lehrt eine begeisterte Gemeinschaft der Heiligen, welches heißt: der im höchsten Grad Guten und Weisen. Sollten daher die drei göttlichen Personen, unter deren Gleichniß und Namen solche Ueberzeugungen und Verheißungen ausgesprochen sind, nicht billigermaßen für die höchste Einheit gelten?"

Begegnen hier allenthalben die Gesinnungen und Empfindungen, die in den „Geheimnissen" vorwalten, so ist im folgenden ein Hauptmotiv daraus geradezu herübergenommen. Von den Gemälden der achteckigen Halle,

die hauptsächlich den Stoff der israelitischen heiligen Bücher zum Gegenstande haben, heißt es: „Ihr werdet bemerken, daß in den Sockeln und Friesen nicht sowohl synchronistische als symphronistische Handlungen und Begebenheiten aufgeführt sind, indem unter allen Völkern gleichbedeutende und Gleiches deutende Nachrichten vorkommen. So erblickt Ihr hier, wenn in dem Hauptfelde Abraham von seinen Göttern in der Gestalt schöner Jünglinge besucht wird, den Apoll unter den Hirten Admet's oben in der Friese; woraus wir lernen können, daß, wenn die Götter den Menschen erscheinen, sie gewöhnlich unerkannt unter ihnen wandeln."

Auch in dem wichtigsten Punkte, auf den die ganze Handlung der „Geheimnisse" hinausläuft, zeigen die „Wanderjahre" volle Uebereinstimmung: auf das Leben legen die weisen Männer, von deren Lehre und Erziehung dort gehandelt wird, den ganzen Wert und Nachdruck, auch in der Religion. Von Jesus Christus heißt es: „Und so ist sein Wandel für den edlen Theil der Menschheit noch belehrender und fruchtbarer als sein Tod: denn zu jenen Prüfungen ist Jeder, zu diesem sind nur Wenige berufen." Und die Begründung dessen: „Im Leben erscheint er als ein wahrer Philosoph, — stoßt Euch nicht an dem Ausdruck! — als ein Weiser im höchsten Sinne: er steht auf seinem Punkte fest; er wandelt seine Straße unverrückt, und indem er das Niedere zu sich heraufzieht, indem er die Unwissenden, die Armen, die Kranken seiner Weisheit, seines Reichthums, seiner Kraft theilhaftig werden läßt und sich deshalb ihnen gleich zu stellen scheint, so verleugnet er nicht von der andern Seite seinen göttlichen Ursprung; er wagt, sich Gott gleich zu stellen, ja,

sich für Gott zu erklären. Auf diese Weise setzt er von Jugend auf seine Umgebung in Erstaunen, gewinnt einen Theil derselben für sich, regt den andern gegen sich auf und zeigt Allen, denen es um eine gewisse Höhe im Lehren und Leben zu thun ist, was sie von der Welt zu erwarten haben." Spricht sich hier eine durchaus psychologische und philosophische Deutung der mit Christi Person verknüpften Mysterien aus, so tritt andrerseits doch auch die Achtung vor dem symbolischen Gehalt der Ueberlieferung und die Anerkennung ihres praktischen Wertes hervor. Aber jene Mysterien werden eher zurückgehalten als zur Schau gestellt: „Wir halten es für eine verdammenswürdige Frechheit, mit diesen tiefen Geheimnissen, in welchen die göttliche Tiefe des Leidens verborgen liegt, zu spielen, zu tändeln und zu verzieren und nicht eher zu ruhen, bis das Würdigste gemein und abgeschmackt erscheine." Ja, diese Dinge werden so wenig als der Mittelpunkt der Religion betrachtet, daß darin vielmehr ihre höchste Vollendung gesehen, ihre Darstellung des Jahres nur einmal eröffnet und nur den zu entlassenden Zöglingen mitgeteilt wird. „Jene letzte Religion, die aus der Ehrfurcht vor dem, was unter uns ist, entspringt, jene Verehrung des Widerwärtigen, Verhaßten, Fliehenswerthen, geben wir einem Jeden nur ausstattungsweise in die Welt mit, damit er wisse, wo er dergleichen zu finden hat, wenn ein solches Bedürfnis sich in ihm regen sollte."

Und wieder genau dieselben Gesinnungen und Empfindungen in dem berühmten Gespräch, das Goethe elf Tage vor seinem Tode mit Eckermann führte. Wieder die beiden, scheinbar entgegengesetzten Aeußerungsformen,

in Wirklichkeit die beiden innerlich notwendig verbundenen Pole seiner Ueberzeugung, wenn es einmal heißt: „Mag die geistige Cultur nun immer fortschreiten, mögen die Naturwissenschaften in immer breiterer Ausdehnung und Tiefe wachsen, und der menschliche Geist sich erweitern wie er will, über die Hoheit und sittliche Cultur des Christenthums, wie es in den Evangelien schimmert und leuchtet, wird er nicht hinauskommen!" Und wenn er dann wieder sich ausspricht: „Auch werden wir alle nach und nach aus einem Christenthum des Wortes und Glaubens immer mehr zu einem Christenthum der Gesinnung und der That kommen"; und wenn er weiter redet von der Welt als einer Pflanzschule Gottes für die Geister und der täglichen Offenbarung Gottes und seines unsichtbaren Anhauches in allem, was der Menschengeist Großes, Gutes und Schönes hervorbringt, und was sie je hervorgebracht, bei Chinesen, Indern, Persern und Griechen, wie bei den Propheten des auserwählten Volkes.

Es sind noch immer genau die gleichen Gedanken, Gesinnungen und Gefühle, wie sie fünfzig Jahre früher in dem „großen Gedichte" bestimmt waren, zu einem umfassenden Ausdruck gebracht zu werden.

IV.

Wer möchte daran zweifeln, daß Goethe damals, als er so liebevoll den Plan hegte, in allen Religionen die Kundgebungen wahrer Religion nachzuweisen, auch

wohl bei entlegenen Völkern und aus entlegener Zeit die Spuren echt christlicher Gesinnung und Denkweise vorzuführen, nicht auch eine bestimmte Anzahl mythischer und legendarischer Züge im Sinne trug, die er für seinen Zweck zu verwenden gedachte. Wie natürlich aber, daß, wenn darunter besonders prägnante Stoffe waren oder die durch seine Auffassungsweise sich ihm so einprägten, er nach seiner Weise, da sie nun ungenutzt blieben, sie fort und fort in sich bewahrte, um ihnen endlich dann doch die erwünschte Gestalt zu geben.

Diese Thatsache hat er selbst in dem inhaltreichen kleinen Aufsatz „Bedeutende Förderniß durch ein einziges geistreiches Wort“ mitgeteilt: „Mir drückten sich gewisse große Motive, Legenden, uraltgeschichtlich Ueberliefertes so tief in den Sinn, daß ich sie vierzig bis fünfzig Jahre lebendig und wirksam im Innern erhielt; mir schien der schönste Besitz, solche werthe Bilder oft in der Einbildungskraft erneut zu sehen, da sie sich dann zwar immer umgestalteten, doch ohne sich zu verändern, einer reineren Form, einer entschiedneren Darstellung entgegenreiften.“ Wenn er unter solchen Stoffen den „Gott und die Bajadere“ und den „Paria“ nennt, so sprechen schon innere Gründe stark dafür, daß diese so lang im Innern gehegten Legendenmotive zu dem für die „Geheimnisse“ bereit gehaltenen Material gehört haben möchten. Es fehlt aber diesesmal auch nicht an einem Häkchen, das der Vermutung urkundlichen Anhalt gibt. In einem Brief Goethes an Frau von Stein vom 5. September 1785, aus einer Zeit also, wo die Arbeit an den „Geheimnissen“ noch nicht unter dem Horizont verschwunden war, steht unvermittelt der folgende Satz, der sonst ohne alle Auf-

klärung geblieben ist: „Sehr schöne Indianische Geschichten haben sich aufgethan.“ Daß dabei an „Indianer-Geschichten“ im heutigen Sinne zu denken sei, wird niemand glauben wollen. Dagegen ist das Wort „Indianische“, wenn man sich des englischen indian erinnert, leicht und mit gutem Grunde als flüchtige Verwechselung oder auch als willkürliche Variante für „Indische“ zu verstehen; zumal in diesem Zusammenhange: „Sehr schöne Indianische Geschichten haben sich aufgethan“, was einen bedeutenden, sinnvollen Gehalt voraussetzt, der wohl an das Land der Bramanen, weniger an das der Irokesen zu denken veranlaßt*). Nun wissen wir — Düntzers Forscherfleiß hat es zuerst nachgewiesen —, daß, obwohl zum Teil eine Kenntnis dieser Stoffe schon dem Jugendalter Goethes zugekommen war, doch die eigentliche Anregung zu der Konzeption der sogenannten indischen Balladen unzweifelhaft aus der Zeit herstammt, als der Plan zu den „Geheimnissen“ ihn so lebhaft beschäftigte. Die großen Massen interessanten Stoffes, die Herder in den „Ideen zu einer Philosophie der Geschichte der Menschheit“ geistvoll verarbeitete, lenkten auch Goethes eifrigstes Interesse diesen Dingen zu. Unter der Menge neuerer Reisebeschreibungen zog ihn Sonnerats „Voyage aux Indes“, auch von Herder vielfach citiert, besonders an, die den Jahren 1774—1781 entstammte und 1783

*) Auch an die Analogie des früher gebräuchlichen „Persianisch“ für „Persisch“ wäre zu denken. Auffallen muß es, daß Herder in den „Ideen“ die Bezeichnung „Indianer“ äußerst selten braucht, er redet von „Amerikanern“ oder nennt die Namen einzelner Stämme; dagegen spricht er (VI, 6) von den Bewohnern Surinams als von „Indiern“! Eine Unterscheidung in unsrer Weise war also noch nicht feste Gewohnheit geworden. —

ins Deutsche übersetzt war (vgl. Düntzer, Kommentar zu Goethes Gedichten II. 439 ff.). Hier finden sich die beiden Erzählungen, deren tiefer Gehalt dem solchen Motiven leidenschaftlich nachgehenden Dichter sich alsobald „aufgethan“ hatte, und dem sein Geist nach mannigfachen tief eingreifenden Wandlungen die unvergängliche poetische Form gab.

Das Balladenjahr verlieh auch der „indischen Legende“ vom Gott und der Bajadere die Gestalt; das Gedicht wurde im Juni 1797 vollendet. Die Hauptveränderung des Stoffes besteht darin, daß Goethe vollen Ernst mit der Tragik der Handlung macht; in Sonnerats Erzählung stellt der Gott das Mädchen nur auf die Probe und, da er sie bereitwillig findet, dem vermeintlich Toten in die Flammen des Scheiterhaufens zu folgen, erwacht er und führt sie mit sich in das Paradies. An die Stelle des Dewendren, des Königs der Halbgötter, setzt Goethe jedoch einen der höchsten Götter, für den er aus Sonnerat den Namen Mahadöh (dort Mahaden) nimmt; es entsprach ferner seinem besonderen Zweck, auf diesen das eigentlich dem Wischnu angehörige Motiv zu übertragen, daß er in verschiedenen Inkarnationen auf die Erde herabsteigt.

Zum sechstenmal ist Mahadöh, der Herr der Erde, herabgekommen; menschlich fühlend, aber göttlich richtend, strafend oder schonend, wandelt er unter den Menschen als ihresgleichen. Bereit, alles zu erdulden, was ihnen die Vorsehung an Freuden und Schmerzen bestimmt hat, übt er jene höchste Religion, die Goethe im Sinne trug, thätig aus, sie dadurch unter den Menschen verkündend: er zieht das Niedere zu sich herauf und wendet auch dem

Verachteten, Leidenden, ja dem Laster jene höchste göttliche Teilnahme und Liebe zu, der durch die Tiefe der erkennenden Betrachtung gerade in dem verachteten Laster und Verbrechen das Anteil erweckende, Hilfe fordernde Leiden der Menschheit erscheint, und die die schlummernden und gehemmten Kräfte zur befreienden Selbsterlösung lebendig zu machen, zur Blüte und Frucht zu steigern mächtig ist. Sein bloßes Erscheinen wirket das Wunder. Entzündet seine Schönheit die Liebe, so wird durch die Macht seiner Hoheit und milden Güte die sinnliche Liebe geadelt, die hingegebene Demut, der selbstvergessene Gehorsam leuchtet in ihr auf: „der Göttliche lächelt; er siehet mit Freuden durch tiefes Verderben ein menschliches Herz." Die ursprüngliche Reinheit der Natur kehrt zurück und durchdringt mit ihrer ganzen Kraft das Wesen der Verlorenen:

Aber, sie schärfer und schärfer zu prüfen,
Wählet der Kenner der Höhen und Tiefen
Lust und Entsetzen und grimmige Pein.

Es sind die schwersten Proben: nicht minder schwer ist die Bewährung der reinen Selbstlosigkeit in den Freuden und Wonnen des Glücksgenusses als die Bewährung der Hingabe im Schmerz und der überwindenden Treue gegenüber den Schrecknissen des Todes, die letzte Prüfung, welcher der sich selbst überwindende Mensch unterworfen werden kann, und die ihn freispricht.

Mit unerreichter Meisterschaft läßt der Dichter in diesen wenigen, aber mit Macht zum Gefühle dringenden Zügen die Handlung sich vollenden. Den Armen des Mädchens ist der göttliche Geliebte tot entsunken; und

nun sehen wir ihn zur Flammengrube hingetragen, wir hören die dumpfen Chöre der Priester:

Wir tragen die Alten,
Nach langem Ermatten und spätem Erkalten,
Wir tragen die Jugend, noch eh' sie's gedacht.

Mit allen seinen Schrecken steht der Tod vor ihr, die, nachdem sie das Göttliche umarmt, nur noch die Zugehörigkeit zu ihm kennt; und während die Priester, die die Umwandlung der Erwählten nicht sehen, sie gleichgültig und nichtachtend zu dem entsetzlichen Zustand der früheren Niedrigkeit zurückverweisen, bringt sie freiwillig dem neu in ihr aufgegangenen Leben das höchste Opfer

Und mit ausgestreckten Armen
Springt sie in den heißen Tod.
Doch der Götterjüngling hebet
Aus der Flamme sich empor,
Und in seinen Armen schwebet
Die Geliebte mit hervor.

Ein Wunderzeichen für die Priesterschaft und das staunende Volk von mächtig bewegender Wirkung! Eine von jenen „Spuren" der echten christlich-religiösen Gesinnung, jener höchsten Ehrfurcht für das, was unter uns ist, wovon in den „Wanderjahren" geredet wird, und wie sie in den „Geheimnissen" von allen Zeiten her bei mancherlei Völkern aufgewiesen werden sollten.

Es freut sich die Gottheit der reuigen Sünder;
Unsterbliche heben verlorene Kinder
Mit feurigen Armen zum Himmel empor.

Mit diesen herrlichen Schlußversen wird dem Magdalenenmotiv, das hier seine weihevollste Ausgestaltung

gefunden hat, zur tiefsten Tragik und zur höchsten Erhabenheit, zugleich die weiteste allgemeine Bedeutung für die ganze Menschheit verliehen.

Wie weit Herder sich damals schon von dem Verständnis für Goethes Sinnesart und Intentionen entfernt hatte, beweist, daß er an Knebel schreiben konnte, daß in der Braut von Korinth und in der Ballade „Der Gott und die Bajadere" Priapus eine große Rolle spiele, und zwar nichts weiter als dieses*)!

Viel längerer Zeit als dieser Stoff bedurften die weitumfassenden Ideen, die sich dem Dichter in dem Stoffe der „Paria-Legende" aufgethan hatten, um sie durch die poetische Form zu „gewältigen". Im September 1816, dann wieder im Januar 1817 geht er daran; doch erst im Jahr 1821 wurde für das Hauptstück der Trilogie „die Legende" das Wesentliche gethan. In den „Tag- und Jahresheften" heißt es für dieses Jahr: „Endlich ward eine indische, mir längst im Sinne schwebende, von Zeit zu Zeit ergriffene Legende wieder lebendig, und ich suchte sie völlig zu gewältigen." Doch war die Dichtung, wenn auch die einzelnen Teile zu verschiedenen Zeiten entstanden sind, von Anbeginn dreiteilig angelegt; Eckermann berichtet (1. Dezember 1831) die folgende Aeußerung Goethes: „Auch mein ‚Paria' ist eine vollkommene Trilogie, und zwar habe ich diesen Cyclus sogleich mit Intention als Trilogie gedacht und behandelt." Bis zum Herbst 1823 war das Ganze vollendet und erschien im November in „Kunst und Alter-

---

*) Knebels litter. Nachlaß II, 270; vgl. Goethe Jahrbuch XIV, S. 205.

thum" (IV, 3). Am 10. November teilte Goethe es Eckermann mit und bemerkte zu ihm, der sich „eigenartig davon berührt und ergriffen fühlte", aber schwer „hineinzukommen" vermochte, wiewohl es ihm, „je mehr er eindrang, von desto bedeutenderem Charakter und auf einer desto höhere Stufe der Kunst erscheinen wollte": „Freilich, die Behandlung ist sehr knapp, und man muß gut eindringen, wenn man es recht besitzen will. Es kommt mir selber vor wie eine aus Stahldrähten geschmiedete Damascenerklinge. Ich habe aber auch den Gegenstand vierzig Jahre mit mir herumgetragen, so daß er dann freilich Zeit hatte, sich von allem Ungehörigen zu läutern." Hier haben wir die bestimmte und genau zutreffende Verweisung auf das Jahr 1783, also auf seine Lektüre von Sonnerats Voyage aux Indes. Dem gegenüber kann kaum in Betracht kommen, daß, wie Goethe in „Dichtung und Wahrheit" (Buch XII) erzählt, er in Wetzlar aus dem älteren Werke eines holländischen Arztes, O. Dapper, zuerst „die indischen Fabeln kennen lernte und sie mit großer Lust in seinen Märchenvorrath hineinzog," und daß in diesem Buch der Stoff der Parialegende gleichfalls mitgeteilt wird, zumal die Fassung hier in wesentlichen Punkten eine andere ist*). Die Notiz, daß Goethe die dichterische Durchbildung des Stoffes im Jahre 1816 wieder aufnahm, entbehrt nicht des tieferen Interesses: damals war durch die Königsberger Anfrage und die darauf erfolgte Erklärung der „Geheimnisse" der gesamte Plan der Dichtung mit allem dazu gehörigen

---

*) Vgl. hierüber den von Düntzer a. a. O. überzeugend geführten Nachweis.

Material dem Dichter wieder gegenwärtig geworden, und so verlangte auch jene Legende nach lebendiger Gestaltung in dem großen Sinne der ursprünglichen Anlage.

Denn was den Dichter die Jahrzehnte hindurch an solchen Stoffen festhielt, war doch nicht die technische Schwierigkeit der äußern Formgebung; es war vielmehr die Durchführung der intensiven Geistesarbeit, die Hülle des Stoffes, dessen ideeller Gehalt ihn bewegte, so durchscheinend und klar, so ebenmäßig anschließend zu gestalten, daß sie ihr schönes Geheimnis zugleich barg und zeigte. Es mußte also der Stoff zuerst so umgestaltet werden, daß die Entwickelung der Handlung ganz aus jenem ethisch-ideellen Kerne bestimmt wurde, und sodann, was diesem Zwecke nicht bedeutend dienstbar sich erwies, entweder ganz fortgeläutert oder doch auf das geringste Maß nebensächlich und nur äußerlich verwendeten Details herabgedrückt werden. Was anders hat Goethe mit dem Bilde von der aus Stahldrähten geschmiedeten Damascenerklinge sagen wollen? In den mit solcher Sorgfalt gebildeten Erdichtungen aber liegt die Kraft unendlicher Wirkung, wie denn auch Prophetie, höchste Philosophie und religiöse Lehre — Plato und Jesus Christus — und reifste, vollendetste Kunst sich ihrer von jeher bedient haben. Nur hat die Kunst die schwere Aufgabe, über das philosophische Bild und das lehrende Gleichnis noch weit hinauszugehen; denn sie muß, um erfreuend zu ergreifen und festzuhalten, den gefälligen Schein der Realität, der absichtslosen Widerspiegelung des Gegenständlichen ungetrübt bewahren. So erreicht sie ihr edelstes Ziel: im Bilde des Lebens seinen höchsten und reinsten Gehalt in die Seelen der Empfangenden zu legen,

wodurch die Ideen im Empfinden lebendig und damit eben zu unendlicher Fortwirkung fruchtbar gemacht werden. Wie sollte es nun nicht die Aufgabe des Interpreten sein, mit Hilfe des durch die Forschung aufgeschichteten Materials, mit Benutzung der gesamten bereitgestellten Mittel dem letzten Ziele zuzustreben, daß er im Kunstwerke dem „Sinn“ des Künstlers nachgehe? Freilich, auf die Gewißheit des Verstandesbeweises philologischer Kritik wird er dabei verzichten müssen, er braucht aber dabei den „Boden unter den Füßen“ keineswegs zu verlieren. Was Empfindung und Phantasie, von der Idee befruchtet, geschaffen haben, wendet sich an Phantasie und Empfindung und muß von hier aus beurteilt werden; denn sie haben ihre guten und überzeugenden Kriterien in ihrer eigenen, ewig unveränderlichen Natur und in dem Studium der Gesinnungen, der Empfindungsweise, der Schaffensart eines jeden einzelnen Künstlers. Es ist heute bei vielen üblich, bei solchen Versuchen das Unbeweisbare als Vernünftelei und abstrakte Konstruktionssucht schlechthin zu verwerfen, und das summarisch reprobierende Schlagwort lautet auf „Hegelei“. Aber der Fehler, der damit bezeichnet werden soll, liegt doch einzig in dem Verfahren, gewisse vorgefaßte allgemeine Ideen allenthalben in den Erscheinungen wiederfinden zu wollen, sie ihnen gewaltsam aufzuzwingen oder mehr und minder willkürlich sie ihnen unterzuschieben. Dagegen wäre es die denkbar größte Thorheit, ja die ärgste Versündigung gegen den Künstler, auf jenes letzte und höchste Ziel verzichten zu wollen, in dem poetischen Ausdrucksmittel, das immer ein Besonderes sein muß, das Allgemeine zu erkennen, um dessentwillen es gewählt wurde

Und statt des nie zu erbringenden Beweises giebt es eine andre unverächtliche Gewähr des Gelingens gerade da, wo der große Künstler seine Phantasie am freiesten, losgebunden spielen läßt oder wo er der befremdendsten Motive sich bedient. Soll man ihn herabsetzen und es glauben, daß es ihm nur um bunte Arabesken, bizarre Rätsel oder krauses Schnörkelwerk, im besten Falle also um äußerliche Dekoration zu thun war? Eine große Zahl von selbständigen Kompositionen Goethes sowie weitausgedehnte Partien seiner gewaltigsten Schöpfungen müßten dann in diese Kategorie fallen. Die Deutung muß die form- und lebengebende Kraft entdecken und sie im Sinne des Empfangenden wirksam machen; dann wird hinfort das sonst lediglich formale Gebilde als ein Organismus erscheinen, wo jedes Glied mit dem andern in innerlichem, gegenseitig fördernden Wachstum verbunden ist, nicht zufällig oder willkürlich, alles notwendig und von der Wärme des Empfindens durchströmt, darum auch wieder Leben und Wärme erweckend. Man kann hinzufügen: gelingt es der Deutung für eine an sich rätselhafte Komposition, die damit so oft von vorneherein als kalt und grillenhaft abgelehnt wird, nur eine Spur solcher erhöhten Wärme der Teilnehmung zu erzeugen, so hat sie schon viel, ja das meiste gethan; denn es liegt in der That weniger daran, ob gerade die spezielle Ausdrucksform für das Ideelle, die der Interpret gewählt hat, auch so nun angenommen wird. Die Idee ist überhaupt niemals adäquat auszudrücken, sie bleibt immer „in allen Sprachen unaussprechlich"; und wenn ein jedes ausgesprochene Wort schon den Gegensinn erweckt, so thun es erfahrungsmäßig alle derartigen Interpretationen in

einem viel höheren Grade, ja bei den in dieser Beziehung „Fertigen“ ganz unfehlbar. Doch weckt die Deutung auch nur parallele Versuche, so hat sie schon gefruchtet; denn das ist der Weg, für diese Stiefkinder der modernen Kritik mit der Achtung die Liebe zu begründen. Ihren schönsten Lohn wird sie aber bei denen finden, die sich, zumal einem Goethe gegenüber, für immer zu dem Orden der „Werdenden“ bekennen.

Man verzeihe das pro domo Gesprochene, weil die Behandlung der „Geheimnisse“, wie ganz besonders auch der Paria-Dichtung, diese Betrachtungen stark aufregen und zur Aeußerung drängen.

Düntzer citiert aus Goethes Quelle, Sonnerat, das folgende: „Mariatale war die Frau des Büßers Schamadagini und die Mutter des Parassurama. Diese Göttin beherrschte die Elemente, aber sie konnte diese Herrschaft nur so lange behalten, als ihr Herz rein bleiben würde. Einst, da sie aus einem Teiche Wasser schöpfte und ihrer Gewohnheit nach eine Kugel daraus gestaltete, um es nach Hause zu tragen, sah sie auf der Oberfläche des Wassers die Gestalten einiger Granduers, einer Art von Sylphen, die man geflügelt und außerordentlich schön abbildet, die über ihrem Haupte in der Luft umherflogen. Mariatale ward durch die Reize derselben bezaubert und die Lustbegierde schlich sich in ihr Herz: das schon zusammengerollte Wasser löste sich plötzlich wieder auf und vermengte sich mit dem übrigen im Teiche. Von dieser Zeit an konnte sie niemals mehr ohne Geschirr Wasser nach Hause bringen. Dieser Umstand entdeckte dem Schamadagini, daß sein Weib nicht mehr reinen Herzens sei, und im ersten Ausbruch seiner Wuth befahl er seinem Sohn, sie an die

Todesstätte zu schleppen und ihr den Kopf vom Rumpf zu hauen. Der Sohn verrichtete den Befehl, aber Parassurama ward über den Tod der Mutter so betrübt, daß ihm Schamadagini befahl, ihren Körper zu sich zu nehmen, den abgehauenen Kopf wieder darauf zu setzen und ihr ein Gebet, das er ihn lehrte, ins Ohr zu sagen, nach welchem sie sogleich wieder zum Leben kommen würde. Der Sohn lief eilends dahin; aber durch ein unglückliches Versehen setzte er den Kopf seiner Mutter auf den Rumpf einer Pariafrau, die soeben wegen ihrer Schandthaten war hingerichtet worden. Diese abenteuerliche Vermischung machte, daß das neu auflebende Weib die Tugenden einer Göttin und zugleich die Laster einer Uebelthäterin besaß. Die Göttin, welche dadurch unrein geworden, ward nun aus dem Hause verjagt und beging alle Arten von Grausamkeiten. Aber die Dewerkels (Halbgötter), wie sie den Gräuel der durch sie angerichteten Verwüstung sahen, stillten ihren Zorn wieder, indem sie ihr die Macht ertheilten, die Kinderpocken zu heilen, und ihr versprachen, man würde sie in dieser Krankheit um ihren Schutz anrufen." Sonnerat fügt hinzu, Mariatale sei die große Göttin der Parias, welche sie über Gott selbst erhöhten, und die meisten derselben widmeten sich ihrem Dienste.

Dieser letztere Umstand war es, der Goethes Interesse an dem Gegenstande so stark fesselte. Im Jahre 1824 schrieb er zu einer Besprechung des Trauerspiels „Der Paria" von Michael Beer, die Eckermann für die Zeitschrift „Kunst und Alterthum" verfaßt hatte, einige Bemerkungen über eine gleichnamige französische Tragödie von Delavigne und über seine eigene Trilogie. Ecker-

mann hatte die grenzenlose Erniedrigung der Pariakaste geschildert, aus der durchaus keine Rettung möglich ist, und wie eine an sich kleine Verfehlung, die aber die Ausstoßung aus der Kaste nach sich zieht, den Schuldigen sogleich in jene unterste und verachtete Stufe hinabwirft, Verhältnisse, die zu Konflikten Anlaß geben, wie sie nicht tragischer gedacht werden können. Goethe fügt eine kurze Inhaltsangabe des Delavigneschen Trauerspiels hinzu und fährt fort: „Nach dieser doppelten, ins Tragische gesteigerten Ansicht des traurigsten Zustands wird man zur Erholung und Erhebung gern das Gedicht betrachten, welches, nach einer indischen Legende gebildet, zu Anfang des vorigen Heftes abgedruckt ist. Hier finden wir einen Paria, der seine Lage nicht für rettungslos hält; er wendet sich zum Gott der Götter und verlangt eine Vermittelung, die dann freilich auf eine seltsame Weise herbeigeführt wird. — Nun aber besitzt die bisher von allem Heiligen, von jedem Tempelbezirk abgeschlossene Kaste eine selbsteigene Gottheit, in welcher das Höchste dem Niedrigsten eingeimpft, ein furchtbares Drittes darstellt, das jedoch zu Vermittelung und Ausgleichung beseligend einwirkt. — Wundern darf es uns nicht, daß in unsern, so manchem Widerstreit hingegebenen Tagen auch milde Stimmen sich hie und da hervorthun, welche, genau betrachtet, auf ein Höheres hinweisen, von wo ganz allein befriedigende Versöhnung zu hoffen ist."

Der aufmerksamen Betrachtung kann es nicht entgehen, daß hier eine Uebereinstimmung nicht nur des Sinnes, sondern auch des Wortlautes an jene Stelle der „Wanderjahre" gemahnt, wo als die höchste „Ehrfurcht"

die Achtung gegen das Niedrige gepriesen wird; und ebenso fühlt man sich durch die Schlußworte an den Schluß der Erklärung zu den „Geheimnissen“ erinnert. —

Aber indem nun Goethe im Hinblick auf diese Grundidee den Stoff umformte, ihn vereinfachend auf die wesentlichsten Züge beschränkte, Häßliches ausschied, wie die Hinrichtung der Mutter durch den Sohn, erfuhr der Gehalt nicht nur des Ganzen, sondern auch der einzelnen Züge eine großartige Vertiefung und eine Veredelung zum Erhabensten, dessen die menschliche Seele fähig ist. Sein liebevoll durchdringender Blick erkannte in der überlieferten Legende das kostbare „Geheimnis“, das dem Verständnis seiner Gläubigen allmählich verloren gegangen und in seiner seltsam-schauerlichen Hülle zu dem Einsetzungsmythus einer Heilgöttin für Kinderpocken zusammengeschrumpft war.

Man versteht es nun, wie das einleitende Stück, „Des Paria Gebet“, ein Gedicht von drei Strophen, das dem ersten oder dem rasch vorüber gleitenden Blicke nicht so gar tiefbedeutend erscheinen möchte, dem Dichter so lange und intensive Mühe bereiten konnte, bis es die ihn befriedigende Gestalt gewann. Es löst die doppelte Aufgabe, einmal die Handlung der Legende zu exponieren und in dem Klageruf des grenzenlos verachteten Parias zugleich den Notschrei der unter dem furchtbar lastenden Fluch der Niedrigkeit seufzenden Menschheit ertönen zu lassen.

Großer Brama, Herr der Mächte!
Alles ist von deinem Samen,
Und so bist du der Gerechte!
Hast du denn allein die Bramen,

Nur die Rajas und die Reichen,
Hast du sie allein geschaffen?
Oder bist auch du's, der Affen
Werden ließ und unsers Gleichen?

Aus der Allmacht der Gottheit wird als ein notwendiges Postulat ihre Gerechtigkeit gefolgert, an die im schneidendsten Ton der Anklage sich die schmerzlich vorwurfsvolle Frage wendet. Gilt denn deine göttliche Fürsorge nur den bevorrechtigten Kasten? oder, wenn doch die Affen deine Geschöpfe sind, sind wir es nicht auch? Und dann das ergreifende Zugeständnis der Niedrigkeit, der resignierten Unwürdigkeit, der Verworfenheit im eigentlichen Sinne, der sich von den andern nur alles das zugesellt, was um tödlicher Erkrankung willen von ihnen ausgeschieden ist:

Edel sind wir nicht zu nennen:
Denn das Schlechte, das gehört uns,
Und was Andre tödlich kennen,
Das alleine, das vermehrt uns.
Mag dies für die Menschen gelten,
Mögen sie uns doch verachten!
Aber du, du sollst uns achten,
Denn du könntest Alle schelten.

Die Erinnerung, daß vor der Gottheit alle Menschen in ihrer Mangelhaftigkeit gleich sind, kommt vor allen den Niedrigen zu gute; daraus entsteht jene Teilnahme an den Vernachlässigten und Verdorbenen, ja an dem Häßlichen und Bösen, die die Verachtung in Ehrfurcht umwandelt, weil sie hier die Aufforderung zu dem höchsten Liebeswerk findet: den bedrohten und halb erstickten Keim des Guten wieder triebkräftig zu machen. Es ist die würdigste Vorstellung von der Gottheit, von ihr diese

Liebesthat zu erbitten und von ihr zu glauben, daß sie durch ein geheimnisvolles Wunder selbst die vorbildlich vermittelnde Veranstaltung dazu getroffen habe. In solcher kindlichen Bitte gipfelt das „Gebet des Paria“:

Also Herr, nach diesem Flehen,
Segne mich zu deinem Kinde!
Oder Eines lass' entstehen,
Das auch mich mit dir verbinde!
Denn du hast den Bajaderen
Eine Göttin selbst erhoben;
Auch wir Andern, dich zu loben,
Wollen solch ein Wunder hören.

Die nun folgende „Legende“ ist ein Kunstwerk, wie es in der Poesie aller Zeiten ohne Gleichen dasteht; selbst wenn man meint, in die Tiefen dieser herrlichen Dichtung eingedrungen zu sein, fühlt man sich davon jedesmal aufs neue überwältigt, weil ihr Gehalt unausschöpflich und die so lange und so sorgfältig erwogene Form der Darstellung eine absolut vollendete ist. Ein erhabenes Mysterium, das die Seele mit ahnungsvollem Schauer durchdringt und der verweilenden Betrachtung eine Aussicht in unendliche Weiten eröffnet! —

Nichts Geringeres hat der Dichter sich zum Zwecke gesetzt, als die Nacherschaffung eines Mythus, der die höchsten Heilswahrheiten der Theologie und die letzten Aufschlüsse der Philosophie in einer wunderbaren Vereinigung in sich birgt. So stellt sich das Gedicht jenen unvergänglichen Gebilden an die Seite, in denen die Verbindung prophetischen Fühlens und Denkens und seherischer Phantasie ihr Größestes geschaffen hat.

Nur anzudeuten vermag die Analyse diesen Reich-

tum, von dem jeder einzelne Abschnitt der unvergleichlichen Dichtung ein besonderes Kleinod für sich darbietet.

Wenn die Handlung in der Anlage eine unverkennbare Aehnlichkeit mit der alttestamentlichen Erzählung vom Sündenfalle aufweist, so ist dieses Motiv doch in einer gänzlich veränderten und neuen Weise durchgeführt. Das Gedicht zeigt uns in dem hohen Bramanen und seiner reinen und schönen Frau ein ideales Menschenpaar von fleckenlosem Adel der Gesinnung und des Thuns, das in dieser absoluten Vollkommenheit auch einer halb göttlichen Herrschaft über die Naturkräfte genießt; der mühelose, glückliche Genuß der in ihrer Einfachheit so reichen Gaben der Natur ist aber gebunden an die untadelige Reinheit des Herzens, das Paradies schwindet mit dem leisesten Flecken, der diese Reinheit trübt. Daher gesellt sich in dem Sinne des Bramanen zu der erhabenen Reinheit des Wandels, die erworben, nicht anerschaffen ist, die äußerste Strenge, mit der er sie hütet. Alles das stellt in dem ersten Abschnitte der Dichtung aus seinen knapp gefaßten Sätzen, aus seinen einfachen Bildern sich uns dar:

Wasser holen geht die reine
Schöne Frau des hohen Bramen,
Des verehrten, fehlerlosen,
Ernstester Gerechtigkeit.
Täglich von dem heil'gen Flusse
Holt sie köstlichstes Erquicken;
Aber wo ist Krug und Eimer?
Sie bedarf derselben nicht.
Sel'gem Herzen, frommen Händen
Ballt sich die bewegte Welle
Herrlich zu krystallner Kugel

Diese trägt sie, frohen Busens,
Reiner Sitte, holden Wandelns,
Vor den Gatten in das Haus.

Aber sogleich enthüllt der Fortgang der Handlung die beiden größesten Gefahren, denen auch die höchste menschliche Vollkommenheit — und grade sie am meisten! — ausgesetzt ist. Höchst tiefsinnig verlegt die Dichtung die eine in den Busen der Frau, die andre in die Brust des Mannes. Nehmen die Gedanken der Gottheit Gestalt an, so ist es die Schönheit, die den Menschen erscheint; und weckt der geistige Gehalt der schönen Erscheinung in der reingestimmten, tief und stark empfindenden Seele die hohe Liebe zum Göttlichen zu erneutem Leben, so ist ihre irdische, sinnenfällige Gestalt doch zugleich auch mächtig, in untrennbarer Vermischung damit die Gewalt des menschlich-eigensüchtigen Triebes aufzuregen, der, wenn auch zurückgewiesen, dennoch durch sein bloßes Dasein genügt, das Bewußtsein göttlich-heiliger Sicherheit der Unschuld zu zerstören. Es ist dieselbe Katastrophe höchstgesteigerten Selbstbewußtseins unschuldiger Seelenreinheit, dieselbe Strenge der stummen Selbstanklage und ihrer äußern Konsequenzen, die Schiller in seiner „Jungfrau von Orleans" an dem Wendepunkt der inneren Handlung darstellt*).

Entstammt diese Gefahr dem Empfinden des Menschen, das durch die Sinne immer an das Irdische geknüpft ist, so unterliegt die selbstgerechte Vernunft des Menschen einer noch schlimmeren Gefahr, wenn sie sich vermißt, mit absolutem Rigorismus aus sich selbst heraus über die Aeußerungen des Lebens ein unwiderrufliches Richteramt zu üben. Beides bringt die Dichtung

*) S. des Verfassers Abhdlg. im „Euphorion" I, 1. S. 110 ff.

in ergreifenden Bildern und mit deutlich sich kundgebender Intention der trotz äußerster Gedrängtheit innerlich aufs stärkste bewegten Darstellung zum Gefühl.

Heute kommt die morgendliche
Im Gebet zu Ganges Fluthen,
Beugt sich zu der klaren Fläche —
Plötzlich überraschend spiegelt
Aus des höchsten Himmels Breiten,
Ueber ihr vorübereilend,
Allerlieblichste Gestalt
Hehren Jünglings, den des Gottes
Uranfänglich schönes Denken
Aus dem ew'gen Busen schuf;
Solchen schauend, fühlt ergriffen
Von verwirrenden Gefühlen
Sie das inn're tiefste Leben,
Will verharren in dem Anschaun,
Weist es weg, da kehrt es wieder,
Und verworren strebt sie fluthwärts,
Mit unsichrer Hand zu schöpfen;
Aber ach! sie schöpft nicht mehr!
Denn des Wassers heil'ge Welle
Scheint zu fliehn, sich zu entfernen;
Sie erblickt nur hohler Wirbel
Grause Tiefen unter sich.

Arme sinken, Tritte straucheln, —
Ist's denn auch der Pfad nach Hause?
Soll sie zaudern? soll sie fliehen?
Will sie denken, wo Gedanke,
Rath und Hilfe gleich versagt? —
Und so tritt sie vor den Gatten;
Er erblickt sie, Blick ist Urtheil;
Hohen Sinns ergreift das Schwert er,
Schleppt sie zu dem Todtenhügel,
Wo Verbrecher büßend bluten.
Wüßte sie zu widerstreben?
Wüßte sie sich zu entschuld'gen,
Schuldig keiner Schuld bewußt?

Und mit erschütternder Gewalt entwickelt sich nun der in der knappen Form zusammengedrängte übermächtige dramatische Gehalt der Handlung. „Ein andres Antlitz, eh' sie geschehen, ein andres zeigt die vollbrachte That!" Ein verschärftes, in seinen Tiefen geläutertes sittliches Bewußtsein stellt dem „Ihr habt gehört, was zu den Alten gesagt ist" mit unnahbarer Strenge das „Ich aber sage Euch" gegenüber und verurteilt ohne Berufung die Gedankensünde, ja die Empfindungsirrung. Aber ebenso tritt der richtenden Gerechtigkeit die unerschöpfliche Gnadenfülle der göttlichen Liebe entgegen, und unter den Menschen die aus dem Bewußtsein der eigenen Fehlbarkeit aufkeimende verzeihende Milde und die aus dem Empfinden der göttlichen Liebe strömende hilfsbereite Barmherzigkeit. Dem Zweifel an dem Vollzug der unnachsichtig ausgeübten Strenge gesellt sich das äußerlich sich kundthuende Zeichen ihres irrtümlichen Waltens: ein göttliches Wunder läßt das Blut an dem Schwerte nicht erstarren, sondern, immer frisch fließend, ein immer erneutes Zeugnis davon ablegen, daß es unschuldig vergossen sei. Und einen mächtigen Anwalt erhält die unschuldig Gerichtete in dem Sohne, der, indem er der Stimme der Natur, des gläubigen Vertrauens siegreiche Geltung verschafft, die Zweifel des strengen Richters zur Reue steigert und zu dem Entschlusse, das Geschehene ungeschehen zu machen durch die Aufhebung der verhängten Strafe. Halbgöttliche Wunderkraft gestattet dem Bramanen, durch das Werkzeug der Strafe selbst, durch das noch blutige Schwert, den Sohn die Gerichtete wieder zum Leben erwecken zu lassen. Auch nur von der Seite der dichterischen Technik betrachtet, reiht sich dieser Abschnitt dem Prachtvollsten an, was in der Balladenpoesie vorhanden ist:

Und er kehrt mit blut'gem Schwerte
Sinnend zu der stillen Wohnung;
Da entgegnet ihm der Sohn:
„Wessen Blut ist's? Vater! Vater!“ —
Der Verbrecherin! — „Mit Nichten!
Denn es starret nicht am Schwerte
Wie verbrecherische Tropfen,
Fließt wie aus der Wunde frisch.
Mutter, Mutter! tritt heraus her!
Ungerecht war nie der Vater,
Sage, was er jetzt verübt.“ —
Schweige! Schweige! 's ist das ihre! —
„Wessen ist es?“ — Schweige! Schweige! —
„Wäre meiner Mutter Blut!!!
Was geschehen? Was verschuldet?
Her das Schwert! Ergriffen hab' ich's;
Deine Gattin magst du tödten,
Aber meine Mutter nicht!
In die Flammen folgt die Gattin
Ihrem einzig Angetrauten,
Seiner einzig theuren Mutter
In das Schwert der treue Sohn.“
Halt, o halte! rief der Vater,
Noch ist Raum, enteil', enteile!
Füge Haupt dem Rumpfe wieder!
Du berühreſt mit dem Schwerte,
Und lebendig folgt sie dir.

Und an dieser Stelle benutzt der Dichter den vorgefundenen Stoff, um das seltsam starre Gefüge der Ueberlieferung durch den Anhauch seines Geistes zu einem überwältigend tiefsinnigen Gleichnis zu beleben. Ihm lag das Motiv vor, daß das abgeschlagene Haupt der reinen Brahmanin dem Rumpfe einer verbrecherischen Pariafrau angefügt wird, und daß die so erstandene Mischgestalt zu einer Heilgottheit wird, der die Parias als ihrer besonderen Schutzgöttin Verehrung erweisen. Indem nun

Goethe als Einleitung der Trilogie das „Gebet des Paria" vorausschickt, gestaltet er die gesamte Handlung zu einer Veranstaltung des allweisen und allgütigen höchsten Gottes, wodurch er der verstoßenen Niedrigkeit der um Errettung flehenden Menschheit die Vermittlerin sendet, die den Verirrten und Verlorenen den Weg zur Vereinigung mit ihm eröffnet und sie vor seinem Antlitz mit den Guten und Besten in eine Reihe stellt. Es ist schwer, ja fast unmöglich, die ungeheure Weite der Idee, die Goethe in dem Gleichnis niedergelegt hat, mit Worten zu bezeichnen, wie ja denn das Ideelle seiner eigentlichen Natur nach unaussprechlich ist; indessen darf die Hindeutung versucht werden.

Die grausenhafte Riesengestalt der durch Brahmas Willen gräßlich Umgeschaffenen erscheint als das in Eins zusammengefaßte typische Bildnis des Wesens der Menschheit, nicht, wie es sein soll, auch nicht, wie es einst gewesen, sondern wie es thatsächlich ist, wie es in der gesamten Breite seiner aktuellen Existenz, in der ganzen Skala seiner Aeußerungen sich darstellt. Neben dem weisen Wollen der gottähnlichen Vernunft die brutale Gewalt der fürchterlichsten Instinkte, beides untrennbar vereint und in tausend und abertausend Mischungsverhältnissen sich durchdringend; zum Himmel emporstrebendes Denken und zur Erde hinabziehendes Begehren! Zwischen beiden mitten inne stehend, beiden Seiten das Doppelantlitz zuwendend, schwebt die schöne Erscheinung mit ihrer Macht, den Geist zu erheben und die Seele zu verklären, doch auch die Leidenschaften zu entzünden und die Sinnlichkeit aufzustacheln. Solch ein Abbild menschlicher Doppelnatur erschuf Brahma, damit in dem erschütternden Gleichnis ein jeder sich wiederfände, alle ohne Ausnahme von

dem Weisesten der Brahmanen bis zu dem letzten der Parias; konnte doch auch die reine Brahmanin der von oben ihr gesandten Verführung nicht entgehen und aus der Prüfung nicht völlig unberührt hervorgehen; und den Gatten verführte die hohe Tugend selbst zu der Gewaltthat, die, einmal geschehen, auch durch die schnell bereite Sühne in ihren verhängnisvollen Folgen nicht aufgehoben werden konnte. So der Gedankengang der Konzeption, über den hinaus die Dichtung selbst die Fülle der daher entspringenden Ideen hervorzubringen vermag:

Eilend athemlos erblickt er
Staunend zweier Frauen Körper
Ueberkreuzt und so die Häupter;
Welch Entsetzen! Welche Wahl!
Dann der Mutter Haupt erfaßt er,
Küßt es nicht, das todt erblaßte,
Auf des nächsten Rumpfes Lücke
Setzt er's eilig; mit dem Schwerte
Segnet er das fromme Werk.

Aufersteht ein Riesenbildniß. —
Von der Mutter theuren Lippen,
Göttlich-unverändert-süßen,
Tönt das grausenvolle Wort:
Sohn, o Sohn! Welch Uebereilen!
Deiner Mutter Leichnam dorten,
Neben ihm das freche Haupt
Der Verbrecherin, des Opfers
Waltender Gerechtigkeit!
Mich nun hast du ihrem Körper
Eingeimpft auf ew'ge Tage;
Weisen Wollens, wilden Handelns
Werd' ich unter Göttern sein.
Ja, des Himmelsknaben Bildniß
Webt so schön vor Stirn und Auge;
Senkt sich's in das Herz herunter,
Regt es tolle Wuthbegier.

Immer wird es wiederkehren,
Immer steigen, immer sinken,
Sich verdüstern, sich verklären:
So hat Brama dies gewollt.
Er gebot ja buntem Fittig,
Klarem Antlitz, schlanken Gliedern,
Göttlich einzigem Erscheinen,
Mich zu prüfen, zu verführen;
Denn von oben kommt Verführung,
Wenn's den Göttern so beliebt.
Und so soll ich, die Bramane,
Mit dem Haupt im Himmel weilend,
Fühlen, Paria, dieser Erde
Niederziehende Gewalt.

Und nun die großartige Anwendung des Gleichnisses! Die drastisch ungeheure Erscheinung von dem verhängnisvoll gemischten Wesen des Menschen, wie der Schöpfer es gewollt hat, dient der göttlichen Absicht, beständig dem höchsten der Menschen es im Bewußtsein lebendig zu erhalten, wie er dem niedrigsten verwandt, ihm so innig verbunden, so nahe gesellt ist, und es ebenso dem niedrigsten tröstlich vorzuhalten, daß es ihm gestattet ist, zu jenem aufzusteigen; jenem aber entspringt daraus die heilige Mahnung, es als seine oberste Pflicht zu erkennen, daß er diesem zum Emporstreben die hilfreiche Hand biete. Also nicht die Büßereinsamkeit, auch die unermüdete Vervollkommnung des eignen Selbst ist es nicht, die Brahmas Willen erfüllt, sondern er erschuf das mahnende Bildnis, um sich die „thätig ihn Preisenden“ zu erwecken, „die Liebe Beweisenden, brüderlich Speisenden, Predigend Reisenden, Wonne Verheißenden!“

Sohn, ich sende dich dem Vater!
Tröste! — Nicht ein traurig Büßen,

Stumpfes Harren, — stolz Verdienen
Halt' Euch in der Wildniß fest!
Wandert aus durch alle Welten,
Wandelt hin durch alle Zeiten
Und verkündet auch Geringstem,
Daß ihn Brama droben hört!

Im Gegensatze zu der früheren Gesetzesherrschaft, die mit der Anrufung Brahmas auch seine Wohlthaten nur auf einen kleineren Kreis von auserwählten Gerechten beschränkte, verkündet die neu von ihm geschaffene Göttin, welche die Erfahrung aller Leiden der Menschheit in sich aufgenommen hat, die neue frohe Botschaft von seiner Allbarmherzigkeit:

Ihm ist Keiner der Geringste;
Wer sich mit gelähmten Gliedern,
Sich mit wild zerstörtem Geiste,
Düster, ohne Hilf' und Rettung,
Sei er Brame, sei er Paria,
Mit dem Blick nach oben kehrt,
Wird's empfinden, wird's erfahren:
Dort erglühen tausend Augen,
Ruhend lauschen tausend Ohren,
Denen nichts verborgen bleibt.

In einer ganz eigentümlichen Fassung entwickelt also die Parialegende den christlichen Erlösungsgedanken unmittelbar aus dem Wesen der Menschheit selbst: aus der Fähigkeit des Menschen, das „Göttliche" in sich selbst nicht nur zu ahnen, sondern es in sich selbst zu finden und aus sich heraus zu üben, und aus seiner Unfähigkeit, es in sich rein zu erhalten, aus seiner Gottähnlichkeit und aus seiner Sündhaftigkeit. Aus der untrennbaren Vermischung beider Naturen in ihm entsteht das rätselhafte Schicksal, das ihm die Gott=

heit bestimmt hat, das deshalb in alle Zeit hinaus, je nachdem es angeschaut und empfunden wird, bald zum glühenden Optimismus stimmen und begeisterte Theodiceen erwecken wird, bald auch die wilden Anklagen des verzweifelten Pessimismus. Die philosophischen Systeme werden den letzten, tiefsten Grund des Schicksalsrätsels niemals erhellen; ein ewiges Geheimnis wird die immer erneute Frage bleiben, warum die Gottheit die ungeheure Last des Jammers und des Verbrechens über die Menschheit verhängt hat. Es ist vergebene Mühe, dem Unerforschlichen nachzusinnen. Es bleibt dem Menschen nur, das über sein Verstehen und Begreifen Gehende hinzunehmen, aber mit dem Troste, mit dem seine Religion ihm das Rätsel der Wirklichkeit überliefert, in geheimnisvoller Form das Unerkennbare seinem Anschauen und Fühlen enthüllend: mit der tröstlichen Gewißheit, daß der allmächtig das Weltganze ordnende Wille den Fehlern, die er dem Wesen des Menschen eingepflanzt hat, auch die Kraft zuversichtlichen Vertrauens gesellte, daß er selbst die auferlegte Last ihm abnehmen will.

Die Gewähr dafür stellt die Parialegende in ihrem eigenartigen und gerade durch seine Einfachheit so tief bewegenden Symbole dar! Die aus dem Haupte der Brahmanin und dem Leibe der Pariafrau erschaffene dämonische Riesengottheit, die Brahma so gewollt hat, das Bild des Menschheitswesens, das die Gottheit so geschaffen hat, tritt selbst vor Brahma hin als Anwalt des jammerbelasteten Menschen; in seinem Leiden liegt der Anspruch seiner Rechtfertigung. Diese Vermittlerin verkündet ihm, daß das göttliche Erbarmen um sein Leiden die tausend Augen und die tausend Ohren Brahmas öffnet für alle,

die sich bittend zu ihm wenden. Und ihre Fürsprache bei Brahma ist wieder nichts andres als der typische Ausdruck für das thatsächliche Verhalten des Menschen, wenn er unter dem Drucke des Schicksals den Ruf an die Gottheit richtet; das kurze Wort des Dichters umfaßt hier die ganze Skala von der leise dringenden Bitte bis zu dem Aufschrei der Verzweiflung.

Und im Einklange mit dieser einfachen Widerspiegelung der Menschheitszustände stehen die wunderbar tief berührenden Schlußverse der „Legende". Anders wie die mosaische Urkunde, die den Ursprung des Uebels in einen freien Willensakt des Menschen setzt, den Gott ursprünglich anders angelegt und anders gewollt habe, hat die „Legende" das Uebel der Menschheit als von der göttlichen Fügung geordnet dargestellt: „So hat Brahma dies gewollt!" So schließt das wunderbare Gedicht, indem es darauf verzichtet, für dieses dem Erkennen unzugängliche Rätsel durch ein religiöses Symbol eine Lösung zu geben, und deckt über die ewig grollende Frage den Schleier des Geheimnisses.

Und so entläßt uns das Gedicht mit einer Wucht und Fülle der angeregten Ideen und Gefühle, denen keine Interpretation nachzukommen vermag.

Heb' ich mich zu seinem Throne,
Schaut er mich, die Grausenhafte,
Die er gräßlich umgeschaffen,
Muß er ewig mich bejammern,
Euch zu Gute komme das!
Und ich werd' ihn freundlich mahnen,
Und ich werd' ihm wüthend sagen,
Wie es mir der Sinn gebietet,
Wie es mir im Busen schwellet.

Was ich denke, was ich fühle —
Ein Geheimniß bleibe das!

Klingt so im religionsphilosophischen Zweifel über das ernste, undurchdringliche Welträtsel die Legende düster aus, so weist die ursprüngliche Anlage des Ganzen als Trilogie auf den herrlich-friedlich und innig-einfach versöhnenden Schluß, den „Dank des Paria". Unbekümmert um jene abgründigen Tiefen spricht hier das freudige Gefühl, vor Gott mit allen gleich zu gelten, die glückliche Zuversicht, von ihm gehört zu werden, die nicht nur die Herabgesetzten, sondern alle zugleich mit neuem Leben erfüllt, und die Bedingung und Grundlage aller wahren Gottesverehrung, aller echten Religion ist.

Großer Brama! nun erkenn' ich,
Daß du Schöpfer bist der Welten!
Dich als meinen Herrscher nenn' ich;
Denn du lässest Alle gelten.

Und verschließest auch dem Letzten
Keines von den tausend Ohren;
Uns, die tief Herabgesetzten,
Alle hast du neu geboren.

Wendet Euch zu dieser Frauen,
Die der Schmerz zur Göttin wandelt!
Nun beharr' ich anzuschauen
Den, der einzig wirkt und handelt.

Es wäre ein großer Irrtum, zu glauben, daß Goethe in seinen religiösen Grundüberzeugungen, wie sie zu der Zeit, da er die „Geheimnisse" dichtete, ihm feststanden, im späteren Alter eine Wandlung durchgemacht habe. Solche Aeußerungen, wie die von „dem Märchen von

Christus" in dem oben citierten Brief an Herder, die manchen auf den ersten Blick verletzen können, finden sich auch in der späteren und spätesten Zeit bei ihm sehr vielfältig. So wenn er in den „Sprüchen" mit Bezug auf die „Apokrypha" sagt: „Wichtig wäre es, das hierüber historisch schon Bekannte nochmals zusammenzufassen und zu zeigen, daß gerade jene apokryphischen Schriften, mit denen die Gemeinden schon die ersten Jahrhunderte unserer Aera überschwemmt wurden, und woran unser Kanon noch jetzt leidet, die eigentliche Ursache sind, warum das Christenthum in keinem Momente der politischen und Kirchengeschichte in seiner ganzen Schönheit und Reinheit hervortreten konnte." Und wo er hinaus will, zeigt sogleich der folgende Spruch: „Das unheilbare Uebel dieser religiösen Streitigkeiten besteht darin, daß der eine Theil auf Märchen und leere Worte das höchste Interesse der Menschheit zurückführen will, der andere aber es da zu begründen denkt, wo sich Niemand beruhigt." Gleichwohl meinte er sich als einen der wenigen echten Christen betrachten zu dürfen. Ganz in demselben Sinne, wie er in dem oft citierten Briefe an Lavater (29. Juli 1782) einst von sich sagen konnte: „Ich bin zwar kein Widerkrist, kein Unkrist aber doch ein dezidirter Nichtkrist", so äußert er im hohen Greisenalter sich zu dem Kanzler v. Müller (am 7. April 1830): „Sie wissen, wie ich das Christenthum achte, oder Sie wissen es vielleicht auch nicht; wer ist denn noch heut zu Tage ein Christ, wie Christus ihn haben wollte? Ich allein vielleicht, ob ihr mich gleich für einen Heiden haltet." Wie das zu verstehen sei, ist in dem berühmten

Gespräch mit Eckermann vom 11. März 1832 klar zu erkennen. „Sobald man die reine Lehre und Liebe Christi, wie sie ist, wird begriffen und in sich eingelebt haben, so wird man sich als Mensch groß und frei fühlen und auf ein bischen so oder so im äußern Cultus nicht mehr sonderlichen Werth legen. — Auch werden wir alle nach und nach aus einem Christenthum des Worts und Glaubens immer mehr zu einem Christenthum der Gesinnung und That kommen.“ In den Evangelien erkennt er „den Abglanz einer Hoheit, die von der Person Christi ausging, von so göttlicher Art, wie nur je auf Erden das Göttliche erschienen ist. Fragt man mich, ob es in meiner Natur sei, ihm anbetende Ehrfurcht zu erweisen, so sage ich: Durchaus! Ich beuge mich vor ihm, als der göttlichen Offenbarung des höchsten Princips der Sittlichkeit. Fragt man mich, ob es in meiner Natur sei, die Sonne zu verehren, so sage ich abermals: Durchaus! Denn sie ist gleichfalls eine Offenbarung des Höchsten, und zwar die mächtigste, die uns Erdenkindern wahrzunehmen vergönnt ist. Ich anbete in ihr das Licht und die zeugende Kraft Gottes, wodurch allein wir leben, weben und sind, und alle Pflanzen und Thiere mit uns. Fragt man mich aber, ob ich geneigt sei mich vor einem Daumenknochen des Apostels Petri oder Pauli zu bücken, so sage ich: Verschont mich und bleibt mir mit euern Absurditäten vom Leibe!“

Daraus geht denn auch sein Standpunkt gegenüber den kirchlichen Symbolen und „Geheimnissen“ hervor. „Das Licht ungetrübter göttlicher Offenbarung ist viel zu rein und glänzend, als daß es dem armen, gar schwachen Menschen gemäß und erträglich wäre. Die Kirche aber

tritt als wohlthätige Vermittlerin ein, um zu dämpfen und zu ermäßigen, damit allen geholfen und damit vielen wohl werde."

Und in der Einleitung zu dem „Versuch einer Witterungslehre" (1825) heißt es: „Das Wahre, mit dem Göttlichen identisch, läßt sich niemals von uns direkt erkennen, wir schauen es nur im Abglanz, im Beispiel, Symbol, in einzelnen und verwandten Erscheinungen; wir werden es gewahr als unbegreifliches Leben und können dem Wunsch nicht entsagen, es dennoch zu begreifen."

Wie natürlich, daß er, wo es ihm darauf ankam, höchste sittliche Wahrheiten dem Empfinden und Ahnen lebendig zu machen, zu jenen bedeutenden Symbolen griff, die er, so gut und so herrlich er es mit der griechischen Mythe verstanden hatte, mit der Glut seines Fühlens und mit dem Feuer seines Geistes beseelte. In seiner Hand wurden sie bildsamster Stoff der Poesie, wie er andrerseits ihre Entstehung auf einen dem poetischen Schaffen durchaus analogen Prozeß zurückführte. Und da redet der Unverstand von katholisierender Richtung und von Weihrauchnebel des Mysticismus! Freilich sagt Goethe es selbst, daß „der Greis sich immer zum Mysticismus bekennen wird"; allein er sagt das einzig in dem Sinn, daß eine lange Erfahrung den Kreis desjenigen erweitert, „was trotz wunderbarer Erscheinung sich dennoch nicht allein als möglich sondern als wirklich erweist, wodurch das Reich des Zufalls mehr und mehr eingeschränkt erscheint, und das Vertrauen wächst in den, der da ist, der da war und der da sein wird" *).

Und so hätte er ja wohl gegen den Glauben an die

---

*) Vgl. Sprüche, 629.

mystischen Religionssymbole als an Wirklichkeiten nicht so viel einzuwenden, wenn sie nur nicht, in den Händen der Priester wie in den Herzen der Gläubigen, so äußerst gefährlich würden, je mehr bei abnehmendem Verständnis ihr Wert in ihrer zufälligen Form gesucht würde statt in ihrem ewigen Gehalt. Die Geschichte gibt davon reichliche Zeugnisse, und zwar auf ihren allerschwärzesten Blättern. Deswegen war Goethe, bei aller Pietät für diese Zeugnisse eines frommen und ahnungsvollen Sinnes, ein so entschiedener Gegner des Bestrebens, das Wesen und den Bestand irgend einer Religion und so auch der christlichen, vor allem in den Glauben an jene Symbole als an historische Wahrheiten zu setzen. Und deswegen war er so eifrig bemüht, in jenen Darstellungen als den unerfindbaren und daher unschätzbaren Hüllen, in denen die Geheimnisse des Unbegreiflichen für die Anschauung und das Empfinden sinnenfällig gemacht sind, der Geist sichtbar gemacht ist, diesen ihren inneren Gehalt, aus dem sie entstanden, aufzufinden und ihn aufs neue für das Erkennen und für das Empfinden zu beleben. Das war der Grundgedanke, aus dem die Konzeption der „Geheimnisse" damals in den achtziger Jahren hervorging, und dem er immer getreu blieb; wie denn in der bloßen Zusammenstellung der Anwendung dieses Verfahrens auf mythische Symbole der verschiedensten Völker und aus den verschiedensten Zeiten schon eine mächtige Förderung seines Bestrebens wirksam werden mußte. Von solchem Gesichtspunkte aus betrachtet, bedarf die Zusammengehörigkeit der indischen Balladen mit den „Geheimnissen" dann weiter keines äußeren Zeugnisses mehr.

Und auch deswegen will er die Symbole der religiösen Geheimnisse durchaus nicht als historische Wahrheiten angesehen wissen, weil sie ihre unermeßlichen Wirkungen im Gemüte haben und sie nur hier äußern sollen. Um Wissen und um den Anspruch, die Wahrheit in irgend einer bestimmten Form zu besitzen, kann es sich hier nie handeln. „Liebes Kind," sagte er zu Eckermann (8. März 1831), „was wissen wir denn von der Idee des Göttlichen, und was wollen denn unsere engen Begriffe vom höchsten Wesen sagen! Wollte ich es, gleich einem Türken, mit hundert Namen nennen, so würde ich doch noch zu kurz kommen und im Vergleich so grenzenloser Eigenschaften noch nichts gesagt haben."

Daher rühmt er von seinem Bruder Marcus in den „Geheimnissen", daß er voll Demut und „ohne Streben nach dem Unerreichbaren" war; das heißt also ohne die Anmaßung, allein in dem Besitz der Wahrheit zu sein, und daher frei davon, das Heil in transcendentalen Spekulationen zu suchen, und dem rechthaberischen Streit darüber unzugänglich.

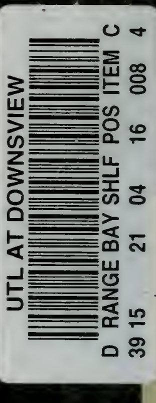
In den Aufsätzen „Zur Morphologie" findet sich ein kleines Stück, überschrieben: „Freundlicher Zuruf"; dort heißt es:

„Eine mir in diesen Tagen wiederholt sich zudringende Freude kann ich am Schlusse nicht verbergen. Ich fühle mich mit nahen und fernen, ernsten, thätigen Forschern glücklich im Einklang. Sie gestehen und behaupten, man solle ein Unerforschliches voraussetzen und zugeben, alsdann aber dem Forscher selbst keine Grenzlinie ziehen."

„Muß ich mich denn nicht selbst zugeben und voraus-

setzen, ohne jemals zu wissen, wie es eigentlich mit mir beschaffen sei? studire ich mich nicht immerfort, ohne mich jemals zu begreifen, mich und Andere? Und doch kommt man fröhlich immer weiter und weiter!"

„So auch mit der Welt! Liege sie anfang- und endelos vor uns, unbegrenzt sei die Ferne, undurchdringlich die Nähe; es sei so; aber wie weit und wie tief der Menschengeist in seine und ihre Geheimnisse zu dringen vermöchte, werde nie bestimmt noch abgeschlossen."


UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 15 21 04 16 008 4